



SCHLAPPE PAPAS

Laurie Pennys Gegenwartsdiagnose ist eine empowernde Wohltat in Krisenzeiten

Aus dem Inhalt:

Lehrbuch für Hausbesetzer:innen
F24, Geschichte einer erfolgreichen Besetzung
Seite 2

Gustav Landauer:
Briefe 1899-1919
Seite 3

Re-Politisierung des Feminismus
Rafia Zakarias Polemik
Seite 4

Gewaltlos gewinnen
Warum ziviler Widerstand funktioniert
Seite 5

„1968“
Lehrlingsbewegung am Speyer-Kolleg
Seite 7

Ende Gelände
Klimagerechtigkeit & Verkehrswende
Seite 8

Nach Trans
Sex, Gender und die Linke
Seite 9

Leo Tolstoi
Gegen Krieg und Todesstrafe
Seite 10

Präfiguration
Politische Theorie des Anarchismus
Seite 11

Völkermord
Deutsche Kolonialverbrechen
Seite 12

Impressum

Verlag
Graswurzelrevolution e.V.,
Guido Schmitt-Weg 4,
69126 Heidelberg,
Tel.: 0162/6262058,
Fax: 0421/6204569,
buchverlag@graswurzel.net

Redaktion
Graswurzelrevolution,
Breul 43, 48143 Münster,
Tel.: 0251/48290-57, Fax: -32,
redaktion@graswurzel.net

GWR Abo & Vertrieb,
Vaubanallee 2, 79100 Freiburg,
Tel.: 0761/4589 2782,
Fax.: 0761/4589 2782-9,
abo@graswurzel.net
www.graswurzel.net
V.i.S.d.P.: Bernd Drücke,
c/o GWR-Red.
Münster. Auflage: 5.000.

Titelbild: Laurie Penny
Fotograf: Sam Braslow

Laurie Pennys Schriften sind in der Regel politische Pamphlete, Wutschriften, gekennzeichnet von Empörung und Ablehnung von Patriarchat, Kapitalismus, Gewalt. Penny gehört nicht umsonst zu den lautesten internationalen Stimmen des Anarcha-feminismus. Ihr Ton trifft den Nerv einer Generation, die vor allem frustriert ist, dass sich so wenig so langsam verändert und überall neue Krisenherde um uns herum entstehen, in deren Mitte immer weniger vertrauenswürdige Machthaber stehen. Das Böse gewinnt die Überhand, so scheint es, und alles geht den Bach hinunter, obwohl wir eigentlich genau wissen, was zu tun ist.

Laurie Pennys neues Buch „Sexuelle Revolution“ kehrt diese Perspektive nun um. Statt (nur) auf die Abwärtstrends in unserer westlichen Gesellschaft zu blicken, stellt sie die empowernde These auf, dass wir uns mitten in einer sexuellen Revolution befinden, die von jungen Frauen – vornehmlich Frauen of Colour – vorangetrieben wird und gegen die sich das Patriarchat zwar auflehnt, aber auf lange Sicht

nicht erfolgreich sein wird. „Die Tyrannen und Despoten werden den Sieg nicht davontreiben. Sie können nicht langfristig. Sie können nicht gewinnen, weil sie keinerlei sinnstiftende Zukunftsvision anzubieten haben. Sie wollen herrschen, nicht führen. Sie wollen Kontrolle übernehmen, keine Verantwortung. Sie haben kein Interesse daran, menschliches Leben zu bewahren und zu erhalten, und sie haben keinen Plan.“ (13)

Das Böse wird nicht siegen – es klingt wie im Märchen. Und egal, ob dem nun eine valide Diagnostik zugrunde liegt oder vielleicht doch mehr positive Utopie und feministische Hoffnung: I want to believe!

Den „schlapp[e]n] Papas“ (14), die das Spät-Patriarchat anführen, stehen in Pennys Analyse die mächtigen sozialen Bewegungen, vor allem der Frauen und queeren Menschen of Colour, gegenüber, die all das mitbringen, was den Papas fehlt. Damit gestaltet Penny in den einleitenden Bemerkungen einen Blick auf eine Menschheit, die sich kurz mal nicht am Abgrund, sondern an einem Aus-

gangspunkt befindet. Eine echte Wohltat!

Die folgenden Kapitel sind dann doch wieder eher wütende Abrechnungen im typischen Penny-Ton. Es geht um sexuelle Gewalt, Rape Culture, Harvey Weinstein und Pick-Up-Artists. Es geht um White Supremacy sowie um die Disziplinierung und Ausbeutung weiblicher (Arbeits-)Körper – damit befinden wir uns thematisch im Laurie-Penny-Kerngebiet. Viel Neues steht in diesen Kapiteln nicht unbedingt für erfahrene Penny-Leser:innen. Doch die immer wieder hier und dort formulierte Aussicht auf die Krise des Bösen und dessen unabwendbaren Untergang sowie die große Wertschätzung und Hoffnung, die mit den weltweiten Bewegungen von Frauen und Queeren einhergeht, machen die Lektüre lohnend; insbesondere, wenn es den Lesenden gelingt, etwas mehr von dem empowernden Drive der Einleitung in die einzelnen Kapitel mitzunehmen, als es der Autorin streckenweise gelungen ist.



Laurie Penny:
Sexuelle Revolution.
Übers. v. Anne Emmert.
Edition Nautilus,
Hamburg 2022,
384 Seiten, 24 Euro,
ISBN 9783960542865

Neoliberale Investorenprojekte

Freiheit und Selbstorganisation – aber nur für Reiche

Mit seinem Buch „Privatstädte“ gibt Andreas Kemper erschreckende Einblicke in marktradikale Utopien und deren Realisierungsansätze. Privatstädte sind keine Gated Communities oder Sonderwirtschaftszonen, sondern neoliberale Investorenprojekte, die sich von dem Land, in dem sie aufgebaut werden, vertraglich die nahezu uneingeschränkte Macht über ein Gebiet zusichern lassen wollen, um dort das Zusammenleben nach eigenen, rein marktwirtschaftlichen Regeln zu organisieren. Dies in möglichst vollständiger ökonomischer, politischer und juristischer Unabhängigkeit – frei und selbstorganisiert für diejenigen, die es sich leisten können, in ihnen zu leben, oder die zumindest eine virtuelle Einwohner*innenschaft erwerben, um in der Privatstadt unternehmerisch tätig zu sein.

Das Selbstverständnis ihrer Protagonist*innen als „libertär“ und „anarcho-kapitalistisch“ versteht Andreas Kemper als „Diskurspiraterie“ (mit Verweis auf Kellershohn, Dietzsch, Wamper 2010): „Es liegt eine Aneignung herrschaftskritischer Begrifflichkeiten und damit auch herrschaftskritisch-rebellischen Auftretens vor, die für Verwirrung sorgt“ (S. 8).

Er zieht den Begriff „proprietaristisch“ vor, also einer Ideologie folgend, „die das Recht von Eigentümer*innen, ihre Produktionsmittel zu besitzen und möglichst

uneingeschränkt zu nutzen, als wichtiger erachtet als alle anderen Gesetze“ (S. 141f).

Reaktionäre proprietaristische Netzwerke

Der Autor gibt einen Überblick über Geschichte, Ideologie und Protagonist*innen des Neoliberalismus. Beispielhaft seien genannt: Der Gründer der Mont Pelerin Society Friedrich August Hayek und die Chicagoer Schule von Milton Friedman. Kemper zeichnet die Spur von deren Unterstützung der faschistischen Pinochet-Diktatur in Chile über Margret Thatchers und Ronald Reagans entsolidarisierende Wirtschaftspolitik in Großbritannien bzw. in den USA bis zu den Privatstädten nach. Diese werden seit etwa 2008 offensiv vermarktet, beispielsweise als „Sonderentwicklungszonen“ (RED) mit „Charter Cities“ oder „Zonen für Arbeit und wirtschaftliche Entwicklung“ (ZEDE) mit „Free Private Cities“ (Privatstädte). Privatstadt-Lobbyist in Deutschland ist vor allem Titus Gebel, der sich ebenfalls für Atomenergie einsetzt. Herausragende Rollen spielen die Ludwig van Mises Institute in verschiedenen Ländern und die vom 2021 verstorbenen August von Finck aufgebaute Degussa Goldhandel GmbH in München mit deren CEO Markus Krall, sowie die Free Private Cities Foundation

in Zürich. Inspirieren lässt sich das Privatstadt-Netzwerk auch von Romanen der laut Kemper proprietaristischen Autorin Ayn Rand.

Labore zur Erprobung neuer räuberischer Praktiken des Kapitalismus

Mit dem Militärputsch in Honduras 2009 wurde das Land für Privatstädte interessant, wobei es „Bezüge zur deutschen Rechten gibt“ (S. 48), zur Friedrich-Naumann-Stiftung der FDP und zur AfD. Vorzeige-Privatstadt sollte Próspera auf der Insel Roatán werden, geplant von Zaha Hadid Architects aus London. Auch die TU München war zeitweilig involviert. Anfang 2022 wurde Xiomara Castro Präsidentin von Honduras. Die Abschaffung des Privatstadtsatzes war eins ihrer Wahlkampf-Themen und wurde mittlerweile vom Parlament vollzogen. Jedoch bauen die Betreiber weiter, klagen vor einem privaten Schiedsgericht und fordern milliardenschweren Schadensersatz. Das Buch endet mit dem Aufruf, sich „die Garifuna zum Vorbild“ (S. 118) zu nehmen – das sind die Indigenen, die mit ihren Protesten gegen Próspera auf diesen privatistischen Raubzug aufmerksam machten, wofür sich Andreas Kemper ausdrücklich bei ihnen bedankt. Er weist darauf hin, dass „privare“ aus dem Lateinischen kommt und „rauben“ bedeutet:

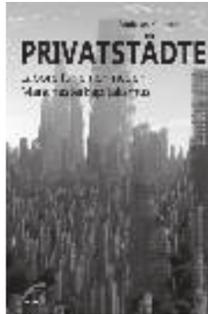
„Die Privatstadtprojekte können getrost als Labore zur Erprobung neuer räuberischer Praktiken des Kapitalismus betrachtet werden.“ (S. 116).

Mitunter verwirrend – aber vor allem anregend

Die Fülle an Namen von Personen, Organisationen und Zusammenkünften kann verwirren – was nicht dem Autor angelastet werden sollte, denn er hat akribisch zusammengetragen, wie verwirrend diese proprietaristische Realität ist. Hilfreich sind die Zeittafeln, um die detailreiche Faktensammlung einordnen zu können. Das Buch stellt einen wertvollen Fundus dar, der zur weiteren Recherche über eine weltweit vernetzte Parallelgesellschaft anregt. Zur Orientierung ist ein umfangreiches Glossar angefügt, das zusammen mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis ein Drittel des Buches ausmacht. Auch wenn vielleicht noch keine Privatstadt fertiggestellt ist, arbeitet das proprietaristische Netzwerk daran, seine Vorstellungen weltweit in die Tat umzusetzen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit von kritischer Wachsamkeit und Widerstand gegen die Aushöhlung demokratischer Grundrechte.

Darüber hinaus kann die Auseinandersetzung mit den hier dargelegten „anarcho-kapitalistischen“ Vorstellungen von Freiheit und Selbstorganisation sowie mit der ausgeprägten Feindlichkeit gegenüber Staat und bürgerlicher Demokratie hilfreich sein, um eigene Vorstellungen kritisch zu hinterfragen und in Abgrenzung dazu zu schärfen.

Elisabeth Voß



Andreas Kemper: **Privatstädte. Labore für einen neuen Manchesterkapitalismus**, Unrast, Münster 2022, 184 Seiten, 14 Euro, ISBN 978-3-89771-175-4

Ein Lehrbuch für Hausbesetzer:innen

Wie Kämpfe solidarisch und erfolgreich geführt werden können

Wer heute als Münster-Besucher:in den Weg vom Schlossplatz durch die Frauenstraße in Richtung Dom und Rathaus nimmt, wird den schönen Jugendstilbau mit der Hausnummer 24 bewundern. Es ist das einzige Haus, das in diesem Stadtviertel die Bombardements des Zweiten Weltkriegs überstanden hat. Dass es heute immer noch steht, ist einer studentischen Hausbesetzung zu verdanken, die sich im Oktober

2023 zum 50. Mal jährt, und einem über fast acht Jahre geführten zähen Kampf gegen Immobilienspekulanten und Stadtverwaltung bis 1981. Das pünktlich zum Jubiläum erschienene Buch „Frauenstraße 24 – Geschichte einer erfolgreichen Besetzung“ schildert die unterschiedlichen Etappen dieses Kampfes und beleuchtet verschiedenste Aspekte vom Leben im Haus über die viel-

fältige Unterstützung für die Besetzenden bis hin zu Details der juristischen und politischen Auseinandersetzung. Es ist ein Buch für alle, auch für die, die damals dabei waren. Der Autor dieser Zeilen hat seinen kleinen Anteil zur Unterstützung eingebracht, kann sich an Bilder und Personen erinnern und sich mit den heutigen Bewohner:innen freuen, dass sich das Engagement gelohnt hat. Das Buch zeigt auf, warum diese Hausbesetzung in Münster Erfolg haben konnte, im Gegensatz zu vielen anderen Hausbesetzungen. Damit vermittelt es auch für heutige politische Aktionen wertvolle Erfahrungen.

Die studentische Wohnungsnot in Münster war zu Beginn der 1970er Jahre groß. Ein Klassenkamerad von mir, der wie ich im Oktober 1972 sein Studium begann, fuhr im ersten Semester täglich mehr als 60 Kilometer nach Münster und anschließend dieselbe Strecke zurück, bevor er ein Zimmer gefunden hatte. Hausbesetzungen und studentische Demonstrationen zum Thema hatte es seit 1972 mehrfach gegeben. Das wird im Buch anhand einer Chronologie aufgezeigt.

Als am 4. Oktober 1973 der Immobilienspekulant Stürmer das Haus Frauenstraße 24 abreißen wollte, riefen der AStA der Uni und die ihn tragenden Gruppen, Jusos, MSB Spartakus und SHB nach gründlicher Vorbereitung zur Besetzung auf. Um 11.30 Uhr konnte ein TV-Team des WDR die Aktion filmen und einige Tage später, am 7.10., in der Regionalsendung „Hier und heute“ ausstrahlen. Zeitgleich wurden Infotische in den Fußgängerzonen der Stadt aufgebaut, um die Öffentlichkeit über die Gründe und die Perspektiven aufzuklären. Die Nachbarschaft wurde zur Besichtigung einge-

laden, um zu zeigen, dass dort Studierende bis hin zu Details der juristischen und politischen Auseinandersetzung. Es ist ein Buch für alle, auch für die, die damals dabei waren. Der Autor dieser Zeilen hat seinen kleinen Anteil zur Unterstützung eingebracht, kann sich an Bilder und Personen erinnern und sich mit den heutigen Bewohner:innen freuen, dass sich das Engagement gelohnt hat. Das Buch zeigt auf, warum diese Hausbesetzung in Münster Erfolg haben konnte, im Gegensatz zu vielen anderen Hausbesetzungen. Damit vermittelt es auch für heutige politische Aktionen wertvolle Erfahrungen.

Katholische Studierende besuchten ihren Bischof, um auch ihn für eine Unterstützung zu gewinnen. In einem Brief vom 17.10.1973 an Münsters OB Pierchalla und den Rektor der Uni bot Bischof Tenhumberg 100.000 DM für Renovierungsmaßnahmen an. In der katholisch-konservativ geprägten Provinzmetropole jener Jahre war das ein Politikum. Auch die Stadtratsfraktion der SPD solidarisierte sich. So gelang es, in der Bevölkerung Sympathien für die Hausbesetzung zu wecken, ein im Rückblick entscheidender Faktor für den Erfolg.

Es wechselten in den fast acht Jahren die Hausbewohner:innen. Die ersten machten ihre Examen und zogen fort, neue Studierende zogen ein und setzten den Kampf für ihre Wohnungen und den Erhalt des schönen Hauses fort. Auch die breite politische Koalition der Unterstützenden hielt. Sie bestand u.a. aus den linken Studierendenverbänden, der DKP, den Spontis, den katholischen und evangelischen Studierendengemeinden und ihren Pfarrer:innen im außerparlamentarischen Bereich und der Stadträte und Landtagsabgeordneten der SPD in den Parlamen-

ten. In der Bürgerschaft wuchs über die Jahre das Verständnis für die Hausbesetzung und die Freude über den Erhalt des architektonischen Schmuckstücks, was allmählich auch Münsters CDU, die mit den Spekulanten verfilzt war, in die Bredouille brachte.

Dass sich der Kampf lange hinzog, bevor am 25.3.1981 die landeseigene Wohnungsbaugesellschaft LEG den Ankauf des Hauses „Frauenstraße 24“ bekannt gab und das Haus unter Denkmalschutz gestellt wurde, hätte in den ersten Wochen nach der Besetzung wohl niemand vermutet. Auch nicht, dass es 1980 noch einmal richtig brenzlig wurde, als auch der mittlerweile dritte Spekulant als Eigentümer den Abriss durchsetzen wollte, den ihm der CDU-geführte Stadtrat und die Verwaltung immer wieder genehmigte. Heute ist die „Frauenstraße“ (f24) ein Denkmal für die Stadtgeschichte Münsters, sowohl unter städtebaulichen und kunsthistorischen Aspekten, als auch dem des demokratischen Kampfes.

Das f24-Buch „ist nicht nur eine sorgfältige Chronik des Geschehens mit vielen eindrucksvollen Porträts und Erinnerungen der Hausbesetzer:innen und Unterstützer:innen. Es ist ein politisches Lehrbuch, wie schwierige und langwierige demokratische Kämpfe erfolgreich durch solidarisches Zusammenwirken unterschiedlicher Akteur:innen und eine Sympathien erweckende Einbeziehung der Bevölkerung erfolgreich zu führen sind.“

Otmar Steinbicker



Rita Weißenberg, Bernd Uppena, Joachim Hetscher (Hg.): **Frauenstraße 24. Geschichte einer erfolgreichen Besetzung, mit zahlreichen Fotos, Illustrationen und Beiträgen u.a. von Helena Arns, Bernd Brücke, Svenja Flaßpöhler, Burkhard Fritsche, Ernst Kessenbrock und Karin Völker**, Unrast, Münster 2023, 352 Seiten, 19,80 Euro, ISBN 978-3-89771-359-8

Otmar Steinbicker ist Herausgeber des Aachener Friedensmagazins aix-paix.de und Redakteur der Zeitschrift „Friedensforum“.

Anzeige

Wo steht die Gesellschaft in Rojava ein Jahrzehnt nach der Revolution?



Seit der Revolution 2012 verkörpert Nord- und Ostsyrien die reale Möglichkeit einer besseren Gesellschaft: eine autonome Selbstverwaltung, die auf den Werten Basisdemokratie, Geschlechtergerechtigkeit und Ökologie beruht. Christopher Wimmer hat mehrere Monate vor Ort verbracht und mit Menschen aus allen Teilen der Gesellschaft gesprochen. Aus kritisch-solidarischer Perspektive untersucht er, wie es um Anspruch und Wirklichkeit der revolutionären Gesellschaft bestellt ist, und lässt ein vielstimmiges Bild des Alltagslebens, der Hoffnungen und Probleme der Menschen in der Region entstehen.

Christopher Wimmer
LAND DER UTOPIE?
Alltag in Rojava
Broschur · 272 Seiten · € 20,00
Mit zahlreichen s/w-Abbildungen
ISBN 978-3-96054-332-9
www.edition-nautilus.de



„Der Mittelpunkt der Welt ist sowieso überall“

P.M.s neuer literarischer Coup

Der Schweizer Autor P.M. ist bekannt für Bücher wie „bolo'bolo“ und „Weltgeist Superstar“. Nun hat er einen weiteren literarischen Coup gelandet. Ich würde mal sagen: Ein libertärer Abenteuer- und Fantasy-Roman.

Als 1989 im Zürcher Verlag „Paranoia City“ das Buch „Amberland. Ein Reiseleiter“ erschien, soll es tatsächlich Menschen gegeben haben, die wissen wollten, wie man denn da hinkäme. Auf den theoretischen Schriften P.M.s basierend ist Amberland eine Insel, wo die Einwohner*innen beschlossen haben, sich nicht mehr dem Weltmarkt zu unterwerfen. Dementsprechend haben sie sich neu organisiert.

Ein großer Streik (1864–66) hatte zur Folge, dass Gemeinschaften von 200 bis 500 Menschen sich in Lebensmittelhilfsvereinen zusammenschlossen und „burliks“ gründeten, von denen es heute ca. 8.000 gibt, bei einer Einwohner*innenzahl von ca. 3,2 Millionen. Durch Verträge und Tauschabkommen wird so ein einfacher Lebensstandard gesichert. Stolz sind die Isckarer*innen auf 70 % Arbeitslosigkeit, ein wirtschaftliches Minuswachstum von 4,6 % in einer Monarchie, die eigentlich niemanden interessiert. Das Leben auf Isckar ist durchaus kompliziert, aber bunt. Nach dem Reiseleiter jetzt also ein Reisetagebuch voller Erzählfreude, bei dem ich hier gar nicht so viel wiedergeben kann, wie ich mir notiert habe: Die Frage, wie man nach Amberland kommt – der Name stammt von den Kolonialisten der Insel, die Einheimischen bevorzugten Isckar – wird hier nun auch geklärt, denn in

jedem Atlantik-Hafen gibt es in einer kleinen Nebengasse ein unscheinbares Reisebüro für Tickets nach Amberland/Isckar. Der Ich-Erzähler Jean-Paul Travenier begibt sich auf die Reise durch verschiedene Sprach- und Kulturgemeinschaften, Religionsgruppen ohne Dogmen usw. Er wird in einen Diebstahl verwickelt und entführt, aber auch gerettet vor einer Spielsucht. Zudem wird er Übersetzer des bekanntesten Isckarischen Dichters Turan und schließt sich einer Kirche ohne Glaubenssätze an. Alles mit der Erkenntnis: „Aus mir wird definitiv kein Lawrence of Arabia.“

Das Leben ist nicht einfach, auch nicht in einer Utopie. Alles in einer flotten Erzählweise mit Witz, ökonomischen und philosophischen Gesprächen, sowie literarischen Anspielungen. So soll Allen Ginsberg die Insel fluchtartig wieder verlassen haben, nachdem er in einem Beat-Burlik war, wo die Zeit im New York der 1960er Jahre stehengeblieben ist.

„Lieber ein Himmel ohne Gott als einer ohne Wolken“ (Altes ambrisches Sprichwort).

Im Gegensatz zum letzten Buch von P.M., dem Sci-Fi-Roman „Die Leitung“, der in einer absoluten Dystopie zu enden drohte, bleibt hier das Ende offen – ohne jetzt zu viel zu verraten.

Mit diesem Buch hat P.M. einen Abenteuer- und Fantasy-Roman geschaffen (sprechende Tiere usw. kommen auch vor), der ohne den üblichen „Gut vs. Böse-Quatsch“, ohne die ermüdenden Gemetzel und lästigen Intrigen auskommt, die

den gängigen Moral- und Spannungserwartungen folgen.

Spannung und Fantasie entstehen durch die bildhaften Angebote, die uns der Autor offeriert und wo wir überlegen können, welcher Gemeinschaft wir uns selber anschließen würden. Daneben wird Isckar zum Sehnsuchtsort, der uns in Schwingungen versetzen könnte, warum wir eigentlich so unfähig sind, in einem System zu leben, welches uns krank und einsam macht. Fantasie ist ein wirkmächtiges Instrument. Bücher wie diese könnten Kämpfer*innen, die permanent gegen dieses System hier anlaufen, eine schöne Pause ermöglichen. Ein ständiges Dagegensein ist ermüdend, manchmal hilft es vielleicht auch mal für etwas zu sein.

Sollte jemand darauf kommen, dieses Buch zu verfilmen, dann dürfte es wohl der abgedrehteste Film aller Zeiten werden. Und noch eine Anmerkung ohne jegliche Beurteilung: Wer einen Vornamen für seinen Nachwuchs sucht, wird hier auf eine große Anzahl spezieller Namen stoßen. Und – typisch Hedonist – gegessen wird immer, inklusive „Muttermilchkäse“, aber das stellte sich als Scherz heraus. Vielleicht sollte man mit dem Glossar hinten anfangen.

Ich habe das Buch mit Genuss gelesen.

Jochen Knoblauch

Nachtrag: Im Herbst 2023 jährt sich zum 40. Mal das Erscheinen von „bolo'bolo“. Eine überarbeitete Jubiläumsausgabe wird vermutlich im Hirnkost Verlag erscheinen.



P.M.: Von Shesti nach Kifnif. Ein Reisetagebuch. Hirnkost Verlag, Berlin 2023, Hardcover, 355 Seiten, 20 Euro, ISBN 978-3-948675-37-0

P.M.: Amberland. Ein Reiseleiter. Hirnkost Verlag, Berlin 2022, Paperback, 178 Seiten, zahlr. Abb., 14 Euro, ISBN 978-3-948675-40-0 (hier überarbeitete und aktualisierte Ausgabe der Erstausgabe von 1989)

Das Leben ist nicht einfach, auch nicht in einer Utopie

„Da ist kein Ende“

Die Briefe des Anarchisten Gustav Landauer

Am 12. Juni 2023 ist die große Gustav-Landauer-Briefausgabe der Jahre 1899 bis 1919 erschienen. Sie gliedert sich in drei Bände mit Briefen, denen drei Bände erläuternder Stellenkommentar entsprechen. Ein weiterer Band ist mit Verzeichnissen angefüllt, wobei ein kommentiertes Personenverzeichnis und -register den meisten Platz einnimmt. Sieben dicke Bände; aber man bräuhete dazu noch eine Bibliothek, um den Hinweisen nachzusteigen, mit denen der Kommentar aufwartet. Woran sich ermessen lässt, wie tief die Herausgeberin Landauer mit dieser Ausgabe in die Kultur- und Geistesgeschichte der vorvergangenen Jahrhunderte eingedrungen ist. Bereits ediert waren seine Briefwechsel mit Fritz Mauthner und Erich Mühsam; die Briefe an Ludwig Berndl digital immerhin zugänglich als Typoskript. Was nicht in der „Lebensgang“-Ausgabe von 1929 enthalten war, lag ansonsten zumeist nur handschriftlich und verstreut über verschiedene Archive vor. Dass Mauthner, Mühsam oder Martin Buber zu Landauers Briefpartnern zählten, war hinlänglich bekannt. Sein Umgang mit Max Beckmann, Lou Andreas-Salomé oder Wieland Herzfelde dürfte es weniger gewesen sein. Wir erfahren von Reibereien mit Hugo Ball und Richard Hülsenbeck, die um „Unterstützung

bei einer kuriosen politischen Aktion“ (III, 79) ansuchten, von Spaziergängen mit Karl Tomys, Gruppenwart der Gruppe „Grund und Boden“ des Sozialistischen Bundes, Silvio Gesell und Paulus Klüpfel in Eden bei Oranienburg, von Zwistigkeiten mit Kurt Hiller oder Pierre Ramus.

Knapp 2.800 Dokumente werden präsentiert; nur in Auswahl geboten werden lediglich Briefe familiären Charakters an die Eltern und die erste Tochter Charlotte. Einige Briefe des Jahres 1899, die schon in der 2017 von Christoph Knüppel besorgten Ausgabe der „Briefe und Tagebücher 1884-1900“ enthalten sind (vgl. GWR 422), wurden aufgenommen, sofern sie zum Verständnis von Landauers Situation zu dieser Zeit notwendig sind.

In einer längeren Einleitung reflektiert Hanna Delf von Wolzogen den Brief als Medium und literarische Gattung, die Art, wie Landauer ihn verwendet und die Bedeutung, die das Briefschreiben für ihn hat. Verschiedene „Schreibszenen“ (IV, 33) werden eingeführt: Studentbrief, Liebesbrief, Gefängnisbrief – offiziell oder als „Kassiber“ (IV, 42) herausgeschmuggelt – die geschäftliche und freundschaftliche Korrespondenz. Landauer nutzte das Medium – und seine Unterarten



Gustav Landauer: Briefe 1899-1919, 7 Bände (Bd. 1 bis 3: Briefe, Bd. 4 bis 6: Kommentar, Bd. 7: Verzeichnisse und Register) Herausgegeben und kommentiert von Hanna Delf von Wolzogen, V&R unipress, Göttingen 2023, 4631 Seiten, 800 Euro, ISBN 978-3-8471-0457-5

von Karte bis Telegramm – ausgiebig. Es diente der knappen Verabredung und prosaischen Kommunikation mit Verlegern ebenso wie der Bewältigung des Gefängnisalltags mittels seiner distanzierenden Beobachtung. Immer wieder wird Landauers „bewährte Briefschreiberegeln“ (VI, 61) zitiert, der zufolge die in einem Brief aufgeworfenen Fragen im Antwortbrief „Punkt für Punkt“ (III, 438) zu erledigen sind. Das Schreiben von Briefen war ihm in jeder Hinsicht „eine Sache der Praxis“ (IV, 37). Auch die wichtigsten Briefpartner*innen stellt die Herausgeberin kurz vor: darunter Auguste Hauschner, die Schriftstellerin und Salonnière, die seine „größte Förderin und Mäzenin“ (IV, 83) werden sollte; Max Nettlau, der Landauer erstmals 1892 während eines Aufenthalts in Zürich als Redner erlebte (IV, 175) und zu dem später ein freundschaftliches Verhältnis entstand; Constantin Brunner, der im Nachbarort lebende Philosoph, den Landauer zeitweilig unter seine wichtigsten Menschen zählte und dessen Hauptwerk er zu veröffentlichen half, mit dem er jedoch reuelos brach, als er darin ein System der „Menschenregistratur“ (II, 190) erkannte; Ludwig Berndl, Philosophiestudent aus proletarischer Familie, Indologe und später Übersetzer Leo Tolstois, den Landauer als

Gesprächspartner schätzte, auch wenn er philosophisch nicht mit ihm einig wurde.

Zwischen den mündlichen Gesprächen, den Briefen und öffentlichen Äußerungen Landauers besteht eine Kontinuität des Wollens und der Diskussion. Theoreme, die im Austausch mit Brunner eine Rolle spielen, durchdringen auch die frühe Korrespondenz mit Berndl, wenn es etwa darum geht, eine zeitliche von einer unzeitlichen Perspektive zu unterscheiden. Ein Brief an den Gesellianer Paulus Klüpfel, worin Landauer ihm seinen Gedankengang in gedrängter Form anschaulich zu machen sucht, wird kurzer-

hand in einem Artikel für die Zeitschrift Ernst Joëls umgearbeitet. Gelegentlich seiner Rezension von Tolstois Tagebuch in Berndls Übersetzung teilt er Mauthner brieflich mit, dass er sich darin ein wenig mit ihm unterhalte und bittet, das „kleine Impromptu“ (III, 485) gegen den Skeptizismus nicht übel aufzufassen. Landauers Briefe sind von seinen übrigen Äußerungen ganz selbstverständlich nicht getrennt, und daher eine umso wichtigere Ergänzung zu deren Verständnis. Dokumente einer seltenen Briefkunst sind sie ohnehin.

Jan Rolletschek

Anzeige

Ruth Weiss
Die kunstvolle
Entsorgung
meiner Familie
Roman

Ruth Weiss
Die kunstvolle Entsorgung meiner Familie
Roman
ISBN 978-3-86841-260-4
186 Seiten - 16 Euro

mehr unter
www.edition-av.de

Für die Re-Politisierung des Feminismus

Rafia Zakarias Streitschrift für wahre Gleichberechtigung

„Es ist wichtig, dass weiße Frauen erkennen, dass weiß zu sein und eine Frau zu sein nicht die Kriterien sind, die eine Frau zu einer weißen Feministin machen; es ist vielmehr die Weigerung, die Macht weißer Privilegien anzuerkennen.“ (Zakaria, S. 224)

Rafia Zakaria zufolge trennt weißer Feminismus zwischen der Expertise weißer Feministinnen und den Erfahrungen anderer Frauen. Von Frauen of Color erlebtes Leid wird dabei abgewertet. Doch Zakaria zufolge ist nicht nur Rebellion feministisch, sondern auch „Widerstandsfähigkeit“, also das Weitermachen trotz erlebtem Leid.

Neokoloniale Entwicklungspolitik

Sie erzählt die Geschichte des weißen Feminismus anhand der Geschichte des Kolonialismus und Imperialismus. Im Europa des 19. Jahrhunderts waren Frauen in enge Geschlechterrollen gezwängt. Ein Aufenthalt in den Kolonien gab ihnen Freiheit, da die Macht ihrer Hautfarbe die Begrenzungen durch ihr soziales Geschlecht (Gender) aufhoben. Frauenmagazine veröffentlichten damals Artikel über die Situation von Frauen in Indien und im Orient. Die Darstellung wurde von weißen Frauen genutzt, um für die eigene Gleichstellung mit weißen Männern und eine Besserstellung gegenüber „unzivilisierten“ Frauen zu streiten. Zugleich gab es in Indien bereits um 1850 eigene Frauenorganisationen und in den 1890er Jahren machten indische Frauen Universitätsabschlüsse. Währenddessen hegten Europäerinnen die Erwartung, dass sich außereuropäische Frauen nach westlichen Werten verhalten. Den indischen Frauen war hingegen die koloniale Unabhängigkeit wichtiger als das Wahlrecht. Mit der Unabhängigkeit kam das Frauenwahlrecht in Indien und Pakistan. Bei der Weltausstellung 1893 in den USA gab es zwar ein sogenanntes „Women's Building“, doch dort wurden ausschließlich die Errungenschaften weißer Frauen ausgestellt. In den Konflikten zwischen reichen Society-Frauen und den Suffragetten, war klar, dass Schwarze Frauen außen vor waren. Alle Beteiligten und Besucher*innen waren weiß, bis auf Dar-

steller*innen in der Völkerschau in den Modell-„Dörfern“. Dort spielten Schwarze „afrikanische Wilde“. Dabei durften sie nicht sprechen, sondern nur trommeln und seltsame Laute von sich geben.

In den 1980er Jahren erarbeiten indische Feministinnen einen Entwicklungsansatz von unten. Dabei galt eine Gleichheit mit Männern, die unter Rassismus und schlechten Arbeitsbedingungen litten, nicht als anzustrebendes Ziel. Sie wollten Empowerment: die kollektive Macht der politischen Basis solle zur Erreichung politischer Ziele genutzt werden. Geldgeberorganisationen fanden diesen Ansatz zu radikal. Erst 1994 wurde der Empowerment-Begriff auf einer Entwicklungskonferenz anerkannt, womit auch seine zunehmende Verwässerung begann. Um 2000 verband die Weltbank Empowerment mit der Schaffung wirtschaftlicher Chancen und dem Streben nach Sicherheit. Bei der Investition in Frauen spielen in erster Linie wirtschaftliche Erwägungen eine Rolle. Zakaria kritisiert Programme, die durch Haltung von Hühnern oder die Abschaffung von Holzöfen Entwicklung vorantreiben wollen. In der Regel helfen urbane Mitarbeiter*innen finanziell profitierenden westlichen Organisationen bei der Umsetzung, aber ländliche Meinungen werden nicht eingeholt. „Entwicklungshilfe“ sei nicht mit politischer Teilhabe vereinbar, bemerkt Zakaria, sie entpolitisiere politische Kämpfe und verschleierte vor allem die Folgen westlicher Ausbeutung. Die „Entwicklungshilfe“ sei mit 130 Milliarden Dollar jährlich ein riesiger rassistisch durchzogener Wirtschaftszweig. Sie schreibt: „Wenn wir beispielsweise auf Afghanistan blicken, müssen wir zunächst anerkennen, dass es sich um eine Gesellschaft handelt, deren familiäre und institutionelle Strukturen durch fünf Jahrzehnte sowjetischer und US-amerikanischer Besatzung zerstört wurden.“ In Afghanistan und dem Irak sollte die neokoloniale Umgestaltung der Gesellschaft nach US-amerikanischem Vorbild die Rechte der Frauen sichern. An deren Zustimmung zu westlichen Interessen wurde gemessen, wie „feministisch“ sie gesehen werden.

Die Eroberung von Männerdomänen

Der auf Lila Abu-Lughod zurückgehende Begriff des „Securo-Feminismus“ beschreibt, wie der „Kampf gegen Terrorismus“ als Feminismus gelabelt wird. Beispielhaft zeigt Zakaria das Phänomen am Film „Zero Dark Thirty“, in dem die Beteiligung einer CIA-Ermittlerin an Folter als feministischer Akt gefeiert wird. Zakaria kritisiert, dass sich weiße Frauen somit auf Kosten von People of Color mit Staat und Herrschaftsstrukturen identifizieren, statt diese infrage zu stellen. Sie bemängelt auch den herablassenden Blick vieler westlicher Journalistinnen auf afghanische Frauen und die fehlende Auseinandersetzung mit der eigenen Macht. Die teils ohne Einholung von Zustimmung und ohne ausreichende Kenntnis der Sprache und Kultur verfassten Reportagen haben mitunter schwere Folgen für die Porträtierten, während sie ihren Verfasserinnen Prestige bringen. Diese haben sich dann im „harten Feld der Kriegsberichterstattung“ bewährt.

„Indem sie die rassistischen Hierarchien und die koloniale Ausbeutung zu ihrem Nutzen fortführen, haben weiße Feministinnen Fortschritt nicht als Verzicht auf Kriege und das Imperium verstanden, sondern als Konkurrenzfähigkeit mit weißen Männern bei neoimperialen Aufgaben.“

Definitionsmacht und feministische Vordenkerinnen

Ob ein Mord als Ehrenmord eingestuft wird, wird der Autorin zufolge durch die muslimische Identität des Opfers und des Täters bestimmt. Ähnlich wie Genitalbeschneidungen oder die im Indien des 17. bis 19. Jahrhunderts gelegentlich vorkommende Praxis der Witwenverbrennung, werde das Thema zur Legitimation (post)kolonialer Praxen genutzt, statt den Blick auf patriarchale Gewalt im Allgemeinen zu richten. Gleichzeitig bestimmen westliche Staaten über die Körper migrantischer Frauen. So wurde beispielsweise 2020 bekannt, dass in den USA eine hohe Anzahl von Hysterektomien (Gebärmutterentfernungen) an migrantischen Gefängnisinsassinnen ohne deren Einwilligung durchgeführt worden waren.

Zakaria argumentiert, dass patriarchale Gewalt unabhängig von Kultur und Hautfarbe sei. Dementsprechend sei statt der Hierarchisierung der Probleme ein kollektiver Kampf nötig. Feministische Klassiker lassen wenig Raum für Verständnis von Frauen of Color und die Intersektionalität der Unterdrückung. Die Autorin wirft die Frage auf, ob ein kritisches Lesen der Texte möglich ist oder ob viele dieser Texte aus dem Kanon entfernt werden müssten. Als Beispiel nennt sie Simone de Beauvoirs Werk „Das andere Geschlecht“. Dort wird die Position von Frauen mit der Position der „Anderen“, wie Beauvoir Jüd*innen, Schwarze, Proletarier*innen, usw. nennt, verglichen. Zakaria kritisiert, dass Beauvoir also mit Frauen immer weiße Frauen meint. Des weiteren nimmt Zakaria Bezug auf Kate Millett, die mit „Sexus und Herrschaft“ den männlichen literarischen Kanon in Frage und



Rafia Zakaria: *Against white Feminism. Wie 'weißer' Feminismus Gleichberechtigung verhindert* übersetzt von Simoné Goldschmidt-Lechner, Hanser, Berlin 2022, 256 Seiten, 18 Euro, ISBN 978-3-446-27323-8

darüber hinaus auch für einen Schulterchluss mit Frauen im globalen Süden einstand. Doch im Zuge ihrer Solidarität mit iranischen Frauen machte sie sich zu deren Sprecherin gegenüber westlicher Presse, statt deren antiimperialistische Haltung nachzuzollziehen.

Privilegien in der Geschichte des Feminismus

Die Wellen des Feminismus stellen die Geschichte weißer Frauen dar. In der ersten Welle ging es ums Wahlrecht. Die zweite Welle hatte zwei Strömungen: Dem radikalen Feminismus, der strukturelle Veränderungen wollte, stand der Feminismus der arbeitenden Frau gegenüber, die individuell ihren Vorteil suchte. Die dritte Welle in den 1990er Jahren beschreibt Zakaria als nicht mehr radikal. Die Autorin beschäftigt sich kritisch mit dem sexpositiven Feminismus, der die sexuelle Freiheit zur vermeintlichen Grundlage der Freiheit von Frauen macht. Kapitalistische Interessen führten in den 1970er und 80er Jahren zur Vermengung der Frauenbewegung und der sexuellen Befreiung. Sexualität sei zum „Stempel für feministische Legitimität“ geworden. Zakaria schreibt, in der US-amerikanischen Gesellschaft gelte eine muslimische Frau als grundsätzlich sexuell unterdrückt und damit auch als insgesamt unfrei. Sexuelle Befreiung weißer Frauen werde medial gefeiert. Schwarze Frauen gelten dagegen als zu aufreizend und sexuell und muslimische Frauen als zu verschleiert. Anhand der Konzepte der „Zwangssexualität“ nach Kristina Gupta und „Sexusociety“ nach Ela Rpzyleylo diskutiert sie das Thema weiter. Zakaria argumentiert, dass sexuelle Offenheit möglich ist, ohne dass sie zentrales und sichtbares Merkmal einer Person ist. 1962 veröffentlichte Helen Gurley Brown „Sex und ledige Mädchen“. Darin empfahl sie finanzielle Unabhängigkeit und sexuelle Befreiung vor der Heirat. Helen Gurley Brown prägte das Narrativ der erreichbaren

sexuellen und finanziellen Freiheit. Infolge wurde Sexualität als Konsumgut und Verhandlungsmasse betrachtet. Selbstbestimmung war nunmehr durch Kaufkraft möglich. Die Verantwortung für die eigene Zufriedenheit lag bei der Konsumentin selbst. Diese Wahlmöglichkeiten in Bezug auf Konsum und berufliche Macht täuschten über real abnehmende Wahlmöglichkeiten in Bezug auf Lebensgestaltung und strukturelle Fragen hinweg. Die sexuelle Befreiung wird medial als Erfolg der weißen Frau dargestellt, der in andere, weniger „fortschrittliche“ Erdteile „exportiert“ werden müsse. Dadurch wurde auch ausgeblendet, dass vorkoloniale Kulturen oft sexuell freier waren. Während im Kolonialismus Menschen im globalen Süden oftmals als lüstern und sexuell ungezügelt dargestellt wurden, herrscht heute ein Stereotyp der Prüderie. Als Maßstab gelten die jeweiligen westlichen Werte, die auch mit Macht durchgesetzt werden. So gab es im Kolonialismus viele Formen der Kontrolle von Frauen und ihren Körpern, wie etwa Zwangs-Genitaluntersuchungen oder strikt durchgesetzte Abtreibungsverbote.

Die Dominanz der weißen Frauen findet sich auch im Aktivismus wieder. Seit 1866 ging in den USA der Aktivismus gegen Vergewaltigungen von schwarzen Frauen aus. Obwohl weiße Frauen erst viel später zu dem Thema aktiv wurden, richtet sich der historische Blick nur auf weißen Aktivismus.

Unter „choice feminism“ ist die Idee zu verstehen, dass der Feminismus freie Wahlmöglichkeiten schenken sollte. Zakaria bemängelt, dass dabei jede Entscheidung als feministisch gilt und dementsprechend keine Opfer und keine Veränderung nötig sind. Sie fordert, dass Frauen die Möglichkeit haben müssen, Entscheidungen zu treffen, die weit mehr betreffen als ihre Körper und Sexualität; und es muss okay sein, diese zu kritisieren, wenn sie unsolidarisch sind.

Der Begriff der Intersektionalität geht auf Kimberlé Crenshaw zurück, die damit die besondere Situation schwarzer Frauen aufzeigte. Obwohl die Idee der Intersektionalität vielfach angewendet und weiterentwickelt wurde, schreibt Zakaria: „Die Diskussion über die Überschneidung von Weißsein und Frausein ist nach wie vor ein Tabu, insbesondere dann, wenn sie die Mitschuld weißer Frauen, die von weißen Privilegien profitiert haben, an der Aufrechterhaltung eines rassistischen Systems aufzeigt.“ (S. 193)

Da People of Color besonders stark von Armut betroffen sind und das Justizsystem für arme Menschen oft nicht zugänglich ist, sei materielle Umverteilung besonders wichtig für die Stärkung von Frauen of Color. Oft verhindern finanzielle Gründe die Beteiligung marginalisierter Personen an feministischen oder antirassistischen Aktivitäten oder Konferenzen. Doch die Kritik an ausschließenden Organisationsformen fände selten Gehör.

Der Philosophin Nancy Fraser zufolge werden Anerkennung (Identitätspolitik) und Umverteilung (Sozialpolitik) getrennt gedacht und umgesetzt. Zugleich würden Mittelkürzungen zulasten von Frauen, beispielsweise eben für Rechtsbeistände oder

Frauenhäuser oft nicht als politisch erkannt.

Die NGO-isierung der Frauenbewegung

Bei der Vorstandswahl von NOW, der ältesten Frauenorganisation in den USA, wurde 2017 eine afroamerikanische Kandidatin während des Wahlkampfes durch feindselige Zwischenrufe unterbrochen. Weiße Frauen äußerten die Sorge, dass sie marginalisiert würden, wenn eine Schwarze Frau an der Spitze der Organisation stünde. Zakaria bemängelt, dass in vielen amerikanischen Frauenorganisationen sich ausschließlich auf die Probleme weißer Frauen der oberen Mittelschicht konzentriert und ihre Sorgen auf alle anderen übertragen werde. Doch das Weißsein kann Zakaria zufolge nur mit Unterstützung weißer Frauen aus dem Feminismus verdrängt werden.

Statt Bildung von Ausschüssen oder einzelne PoC in höheren Positionen zu setzen, brauche es ein komplettes Umdenken. Die Analyse, wo und wie dieser Wandel zu vollziehen ist, muss intersektional sein, sie muss race, Klasse und Gender berücksichtigen, und das Resultat muss sowohl unverteilend als auch anerkennend sein. Das sind die Forderungen der Stunde, aber keine von ihnen kann ohne eine Wiederbelebung des Kollektivs und vor allem ohne eine Rückkehr zum Politischen erfüllt werden.“

Die NGO-isierung des Feminismus ist Zakaria zufolge problematisch, weil Ziele und Arbeitsweisen der Nichtregierungsorganisation kaum beeinflussbar sind. Stattdessen sei ein Fokus auf aktivistische Organisationen nötig. Der Fokus müsse auf dem Kollektiv statt auf dem Individuum liegen. Nach 40 Jahren Akzeptanz des Neoliberalismus, sei eine Re-Politisierung des Feminismus nötig.

Viele Feministinnen of Color stehen Zakaria zufolge vor der Frage, ob sie für einer Umgestaltung der weißen Strukturen kämpfen wollen oder stattdessen einen eigenen Feminismus entwickeln. Sie stellt die Frage, wie Solidarität geschaffen werden könne. Dabei seien viele Formen von Wissen und dessen Anerkennung unabhängig von der Fähigkeit, dieses zu präsentieren, nötig. Es brauche klare gemeinsame politische Forderungen. Die Vorherrschaft des Kapitals sei schlecht für alle Frauen. Die Spaltung müsse überwunden werden. Doch Feministinnen of Color können nicht einfach einem bislang exklusiven System hinzugefügt werden. Feministische Ansätze von Frauen of Color sollen Einfluss auf die feministische Bewegung haben. Auch ein Abbau der inneren Grenze des Weißseins im Feminismus sei nötig. Weißsein ist dabei nicht als biologisch zu verstehen, sondern als imperialistisches Erbe. So wie weiße Frauen sich ihrer Privilegien bewusst werden müssten, ständen Frauen of Color vor der Schwierigkeit, zwischen systemischem Rassismus und der entsprechenden Deutung jeder Interaktion zu unterscheiden. Auch eine Infragestellung und Debatte zu den im Buch diskutierten Themen sei wichtig, ohne dass ein Rassismuskritik droht.

Franziska Wittig

Anzeige

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOT

Heide Gerstenberger
Staatsgewalten

2023 – ca. 320 Seiten – ca. 30,00 €
ISBN 978-3-89691-090-5

WWW.DAMPFBOT-VERLAG.DE

Gewaltlos gewinnen

Warum ziviler Widerstand funktioniert. Die strategische Logik gewaltfreier Konflikte



Erica Chenoweth,
Maria J. Stephan:
Why civil resistance works.
The strategic logic of non-violent conflict.
Columbia University Press,
New York 2012,
320 S., 27 Euro,
ISBN 9780231156837

Fernsehen bildet. „Immer, wenn der Fernseher an ist, gehe ich in ein anderes Zimmer und lese“, schrieb Groucho Marx vor Jahrzehnten. Früher Fernsehen, heute TikTok, Youtube, Facebook. Gleichzeitig Verblödungsmaschine und emanzipatorisches Potential.

Wer bewußt gesellschaftlich aktiv ist, wird sich zwei Fragen bestimmt schon 'mal gestellt haben: Wie funktioniert Gesellschaft? Und: Wie soll ich handeln?

k/eine Antwort

Eine Antwort auf die erste Frage ist bisher noch nicht gefunden. Teilprozesse sind hier und da vielleicht verstanden, aber eine umfassende treffende Beschreibung fehlt. Einige „Theorien“ spiegeln eher die Sehnsüchte ihrer Verfasser:innen und ihre Erklärungskraft ist gleich null. Dieses Wunschdenken kann visionär und motivierend sein, aber es ist kein haltbares wissenschaftliches Konstrukt.

Eine Antwort auf die zweite Frage liefern Frau Chenoweth

und Frau Stephan. Jedenfalls wenn es um die Frage nach dem Erfolg von gewaltlosem zivilen Widerstand geht. Ihre zentrale Frage lautet, warum gewaltfreier Widerstand in manchen Fällen erfolgreich war, während ihr gewaltvoller Gegenpart versagte.

Erfahrungen sammeln, sichten, auswerten

Die Autorinnen stellen sich einer großen Herausforderung, um eine Antwort zu finden: Sie sammeln Daten aus über 100 Jahren Geschichte, sie untersuchen diese Daten auf Gemeinsamkeiten und ziehen so ihre Schlussfolgerungen.

Dabei verwenden sie mehrere Datenquellen, legen große Sorgfalt an den Tag und stellen sich der Diskussion und der Überprüfung durch Dritte. Diese Vorgehensweise weckt Vertrauen in die Haltbarkeit der Ergebnisse.

Moralfreies Ergebnis

Chenoweth und Stephan argumentieren empirisch, also

ausgehend von festgehaltenen Erfahrungen in Form sehr vieler Daten, über Jahre hinweg gesammelt. Insbesondere brauchen sie keine moralische Begründung, und das hat entscheidende Vorteile: Erstens ist keine Grundlegung für Moral nötig – kein „Gott“, kein diskursiver Konsens oder irgendetwas anderes, dessen Verteidigung unmöglich ist oder schwerfällt. Zweitens sind die Autorinnen nicht angreifbar, weil sie eine bestimmte Gesinnung vertreten – sie legen Fakten auf den Tisch, jenseits von innerer Haltung und Einstellung. Schließlich ermöglicht diese Neutralität eine breite gemeinsame Basis für gesellschaftsrelevante Aktionen über moralische Grenzen hinweg.

„Butter bei die Fische“

Wesentliches Ergebnis von Chenoweth und Stephan ist, dass Gewaltlosigkeit öfter als andere Formen des Widerstandes zum Ziel führt. Gewaltfreiheit ermöglicht die Beteiligung breiter Bevölkerungsschichten im Aufbegehren gegen ein re-

pressives System: Humor darf mitspielen, die körperliche Einstiegshürde ist niedrig und es gibt ein großes Spektrum an Aktionsformen.

Mut zum Lesen, Mut zum Handeln

Das Buch ist detailversessen, theorielastig und bisher nur auf Englisch erhältlich. Es gibt ein kommentiertes Inhaltsverzeichnis und ausführliche Literaturhinweise. Die Autorinnen beschreiben viele Fallbeispiele und erläutern ihre theoretischen Einsichten daran. Es ist ein Musterbeispiel für gute soziologische Arbeit. Keine leichte Lektüre für die Entspannung nach Feierabend. Ich möchte anregen, dass du es selbst liest – vielleicht in einem Arbeitskreis? Wenn Du denkst, „das alles bringt doch nichts“, dann lass den Mut nicht sinken! Das Buch ist kein Handbuch zum zivilen Widerstand, aber es erweitert Verständnis und macht Hoffnung.

Matzek

Kampf um Lützerath

Ein erbaulicher Rückblick mit besserwisserischer Tendenz

Die reichlich und sehr eindrücklich bebilderte Broschüre „Kampf um Lützerath“ ist eine notwendige, inhaltliche Ergänzung zu den erfolgreichen Kämpfen rund um das Dorf im Rheinischen Braunkohlerevier im Januar 2023. Sie liefert eine analytisch unverzichtbare Einordnung deutscher und grüner Energiepolitik. Sie lässt auch für die, die dabei waren, einen aufbauenden Rückblick auf die Ereignisse in und um Lützerath zu. Gleichzeitig ist sie aber leider übertrieben besserwisserisch und damit auch lähmend für eine Klimabewegung.

Wie nicht anders zu erwarten, bekommt die grüne Partei – vollkommen zu Recht – ihr Fett ab. Wie die Auseinandersetzungen um die deutsche Beteiligung am NATO-Angriffskrieg gegen Jugoslawien 1999 und die Hartz-IV-Gesetze 2005 zeigen, spielt diese Partei eine gewichtige Rolle bei der Durchsetzung gesellschaftlich umstrittener Themen und der daraus resultierenden Gewalt des Staates. Auf dem Feld der Energiepolitik holen die Grünen „die letzten Reserven aus dem fossilen

Kampf um Lützerath. Broschüre über den Widerstand an der Kante. 50 DIN-A4-Seiten mit Fotos, Berichten, Einschätzungen, Polemiken und Analysen von Aktivist*innen.
exil, Münster 2023, 3 Euro.
Bestellungen an:
exil@systemausfall.org ;
<https://exil.noblogs.org/>

Kapitalismus heraus und bereiten einen grünen Kapitalismus vor“ (S. 46). Das Fatale hieran ist, dass sich die Partei in ihrer „moralischen Überlegenheit als Kernstück grüner Ideologie“ (S. 25) weiterhin als Teil der Bewegung ansieht.

Dass das noch nicht alle verinnerlicht haben, ist nachvollziehbar, aber es wird ja zunehmend deutlicher, insbesondere im Nachgang zu den Ereignissen in Lützerath. Denn, das scheint aus meiner Sicht der Kernsatz der Broschüre: „Die auf kapitalistischem Wachstum und neokolonialer Ausbeutung beruhende grüne Transformation wird die Katastrophe anheizen und sich von globaler Klimagerechtigkeit weiter entfernen“ (S. 26).

Neben dieser analytischen Schärfe besticht die hervorragende Fotoauswahl und auch das erhellende Interview mit dem „Mönch“ (S. 37ff).

Umso ärgerlicher erscheint die zum x-ten Mal nachgebetete Militanzdebatte, die geradezu symptomatisch für linksradikale Bewegungen in der Folge von starken Auseinandersetzungen mit staatlicher Gewalt zu sein

scheint. Hier sollen naiv „alte Rechnungen mit den Cops beglichen“ werden (S. 45). Die „allgemeine Schwäche linksradikaler Aktionsfähigkeit“, ein gerne bis zur Unendlichkeit wiedergekaufter Kernbestand der Rhetorik der Gruppe „exil“, einer Abspaltung der Interventionistischen Linken, wird hier in absurder Art und Weise wieder aufgewärmt. In avantgardistischem Denken von Linken, die die Weisheit scheinbar mit Löffeln gefressen haben, wird die empowernde Erfahrung und die Entschlusskraft der Demo unsozialistisch kritisiert. Die „ungenutzten Möglichkeiten“ und die „letzte Entschiedenheit werden genaustens analysiert, weil bei der Demo wohl die „nötige Militanz“ fehlte, um auch die letzte Polizeikette wegzufügen. Auch hier wird eine entscheidende Erkenntnis der außerparlamentarischen Bewegung (insbesondere der Anti-Atom-Bewegung) ignoriert, dass wir auch mit einem mehr an Militanz niemals dem staatlichen Machtapparat in Sachen Gewalt etwas entgegen zu setzen haben (siehe hierzu die Hintergründe von Christ*innen an der Tagebaukante (S. 11) und Erfahrungsberichte von der Räumung (S. 17)). In der „Steigerung des Erleidens“ erkennt die „Bezugsgruppe Lotzer“ eine „extreme Pazifizierung linker Bewegungen“ (S. 8).

Das Ganze gipfelt in der absurden Forderung nach einer „militanten Aufrüstung“ der Bewegung (S. 8). Um auch das noch zu toppen, wird den basisdemokratischen Plena der Bewegung ein passivierendes Moment mit „zeitaufwendigen und oft genug pseudodemokratischen Verfahren“ (S. 9) attestiert. Spontanität

und Wut würden abgewürgt. Ja, das unterscheidet gewaltfreie Aktionsformen vom pseudorevolutionären militanten Aktivismus und dem wiederholten Versuch, die Schlacht gegen den Staat mit Gewalt gewinnen zu wollen. Hierbei soll abschließend aus dem Interview mit dem „Mönch“ zustimmend zitiert werden: „die materielle Sa-

botage von Maschinen als Ziel zu definieren. Dabei sollte man so weit wie möglich versuchen, menschliche Konfrontation zu vermeiden“ (S. 40).

Ein revolutionäres Lächeln wird siegen, nicht die gewalttätige, wutgefressene Fratze!

Markus



Anzeige

NEU



Pluriversum
Ein Lexikon
des Guten Lebens
für alle

Hrsg:
Ashish Kothari,
Ariel Salleh,
Arturo Escobar,
Federico Demaria,
Alberto Acosta

PLURIVERSUM
Ein Lexikon des Guten Lebens für alle
328 Seiten, kartoniert – 15 Euro (dank vieler Spenden)
2023 – ISBN 978-3-945959-67-1

Eine spannende Sammlung von transformativen Alternativen, die sich gegen die gegenwärtig vorherrschenden Prozesse der globalisierten Entwicklung stellen. Das Buch stellt Weltanschauungen und praktische Konzepte aus der ganzen Welt vor, die nach einer ökologisch sinnvollen und sozial gerechten Welt suchen. Zu den mehr als 120 Autor*innen des Bandes gehören Aktivist*innen, Akademiker*innen und Praktiker*innen mit einem großen Erfahrungsschatz.

AG SPAK Bücher
www.agspak-buecher.de

Kritisches Denken als Antwort auf das Desaster

Geist und Müll – Von Denkweisen in postnormalen Zeiten

Guillaume Paoli ist ein scharfsinniger Denker und fleißiger Leser. Als Franzose, der seit langem in Berlin lebt, kriegt er mit, dass viele öffentliche Diskussionen in Frankreich anders laufen als bei uns. Auch bei der Corona-Bekämpfung zum Beispiel hat er über den Tellerrand blickend sich Reaktionen in den USA oder in China genauer angeschaut.

Interessant finde ich seinen Rückblick auf die – er nennt es – „Achsenjahre“, also die Zeit von ungefähr 1970 bis 1975. Hier wurde schon ein starkes Bewusstsein für die fortschreitende Umweltzerstörung und die „Grenzen des Wachstums“ entwickelt. Am bekanntesten von den damaligen Veröffentlichungen ist sicherlich der gleichnamige Bericht des Club of Rome 1972. Aber Paoli beschäftigt sich auch mit vielen, teilweise fast vergessenen Autoren wie Ivan Illich und Günther Anders. Dabei hat er viel Interessantes entdeckt, so dass er feststellt: „Verwunderlich ist, wie wenig von den Entwicklungen und Hypothesen aus den vergangenen Generationen noch bekannt ist, geschweige denn kritisch diskutiert, erweitert, korrigiert oder widerlegt.“ (S. 124)

Die fortschreitende Zerstörung der Lebensgrundlagen der Menschen – er nennt es ein „Desaster“ – ist das Hauptthema, das sich durch das Buch hindurchzieht. Bezogen auf die „Achsenjahre“ stellt er dabei kritisch fest: „Da heute jedoch die Klimaerwärmung als alleiniger Grund zur Sorge behandelt wird, stellt sich die Frage: War damals die Risikoanalyse zu breit gefasst, oder ist sie heute zu eng? Die Antwort liegt in der vergeudeten Zeit da-

zwischen.“ (S. 84) Eine Antwort, die zum Nachdenken anregt.

Dabei ist er so frei, kritisch gegenüber allen Gruppierungen zu sein, alle bekommen ihr „Fett“ weg: Zu Klimaschützer:innen: „Wie sich heute die Figur des Jüngsten Gerichts säkularisiert hat, zeigen zur Genüge die Anklagen gegen 'Klimasünder', die versprochene Erlösung von der fossilen Vergangenheit wie die Verheißung des erneuerbaren, nachhaltigen Erdenreiches.“ (S. 55)

Zu Konzernen: „müsste das Augenmerk anstatt auf Einzelmenschen [Paoli sieht die Metapher des ökologischen Fußabdrucks als Versuch von Konzernen wie BP, die Schuld auf den Einzelnen abzuwälzen] auf die glatt hundert Konzerne gerichtet werden, die für drei Viertel aller Treibhausgasemissionen der Welt verantwortlich sind.“ (S. 26) „Solange das Selbstverständnis von Imperien herrscht, die um Einflusszonen, Rohstoffquellen und Absatzmärkte wetteifern, wird sich das Desaster unvermindert fortsetzen.“ (S. 68) Zu Regierungen: „Es ist schon verblüffend, wie alle Regierungen auf einmal die Entschlossenheit und die Ressourcen finden, die ihnen immer fehlten, als es darum ging, der sozial-ökologischen Frage gegenüberzutreten. Den neuartigen Katastrophen sind sie nicht gewachsen, aber Krieg können sie.“ (S. 67)

Zu Verschwörungstheoretiker:innen und Fake News: „Vor allem für Pfscher, Marktschreier und Quacksalber ist die permanente Anzweiflung des Authentischen ein gefundenes Fressen. Darum sind mir in der Regel Theorien des Verdachts zunächst einmal verdächtig.“ (S. 223)

In diesem Buch tut Paoli aber auch meinungsstark kund, wem seine Sympathie bzw. Antipathie gehört: „machen sich vor den Küsten Afrikas [durch das Leerfischen der Ozeane durch Riesenschiffe, deren Fischfang in großen chinesischen Fabriken zu Fischmehl verarbeitet wird,] enteignete Fischer immer häufiger zu gefürchteten Piraten. Ich wünsche ihnen Glück und keine unnötige Nachsicht.“ (S. 148)

Mit diesem Ausspruch stellt sich Paoli auf die gleiche Stufe wie die sogenannten Klimaretter: „Im Übrigen ist mir wohl bewusst, dass das vorliegende Buch, gegen die Abgründe des Geistes gerichtet, nicht minder lächerlich ist als das Werfen von Kartoffelbrei auf Spitzenleistungen des Geistes.“ (S. 251)

Den „primitiven, fortschrittsfeindlichen Völkern“ stellt er die „Motherfuckers aus dem Norden“ gegenüber, „denen nichts heilig ist außer das eigene Bankkonto“ (S. 153).

Den Buchtitel „Geist und Müll“ hat Paoli wohl in Zusammenhang mit dem Jesuiten, Paläontologen und Anthropologen Pierre Teilhard de Chardin (1881-1955) gefunden. Denn dieser sah „ein einziges Ziel [...]: das Erreichen des 'Omegapunktes', an dem der ganze Müll vollständig in Geist umgewandelt wird.“ (S. 134-135)

Paoli hat auch eine Reihe von Technologien in diesem Geiste ausgemacht, die er damit gleichzeitig stark kritisiert: „Aber die Floskeln, womit KI, Genmanipulationen, Nanotechnik, Geo-Engineering [...] verkauft werden, sind allesamt Teilhards eschatologischem Kurzwarenladen entnommen“ (S. 137) Dem Müll widmet

sich Paoli ausführlich. Er sieht einen direkten Zusammenhang mit dem Wert: „Wertschöpfung ist Müllschöpfung.“ (S. 168) Damit ist für ihn folgerichtig die beschleunigte Wertschöpfung der kapitalistischen Wirtschaftsweise mit der ansteigenden Müllproduktion gekoppelt.

Fazit

Als Fazit und Handlungsperspektive kann das letzte Kapitel verstanden werden. Die heutzutage von allen erwartete Anpassungsfähigkeit sieht Paoli kritisch: „Anpassung ist die neue Tina [= There is no alternative]. [Denn:] Mit ihr erübrigen sich ein für alle Mal Fragen der demokratischen Entscheidungsprozesse, der wünschenswerten Lebensweise, ja der menschlichen Freiheit überhaupt.“ (S. 235)

In The Big Quit, der größten Kündigungswelle in den USA, sowie dem Tang Ping, dem „Flachliegen“ junger chinesischer Menschen als stillen Protest gegen Leistungsdruck, Burnout und Perspektivlosigkeit, als Reaktion auf Corona und den daraus erfolgten Maßnahmen, sieht er Phänomene, die „spontan entstehen und von niemandem gesteuert werden. Angesichts der Dringlichkeit der Lage entscheiden Einzelne für sich und doch en masse, den toten Ballast der eigenen Existenz über Bord zu werfen.“ (S. 249) Das hat mich stark an „Die Temporäre Autonome Zone“ von Hakim Bey erinnert. Und es lässt einen Hoffnungsschimmer für Veränderungen erkennen.



Guillaume Paoli:
Geist und Müll –
Von Denkweisen in
postnormalen Zeiten,
Matthes & Seitz, Berlin
2023, 270 Seiten, 22 Euro,
ISBN 978-3-7518-0355-7

Peter Oehler

Anzeigen

JUMP UP

Various:

Lucha Amada II -
love music. hate fascism
Doppel CD
im Buchformat EUR 15,00



Alle Erlöse aus dem Verkauf werden an antifaschistische Gruppen und Initiativen gespendet. Unter anderem geht ein Teil an NSU Watch NRW und an die Initiative in Gedenken an Oury Jalloh.

Alle Preise inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten

Bestellungen über:
E-Mail: info@jumpup.de - <https://jumpup.de/>

Die biologische Vielfalt erhalten!

Wissenschaftler:innen aus dem Bereich der Ökologie der Gesundheit (disease ecology) sehen die Covid-19-Pandemie als einen Weckruf

Die Journalistin Marie-Monique Robin hat Interviews mit 62 Wissenschaftler:innen geführt. Sie gehören zu einer weltweiten Community, die der Meinung ist, dass wir unser Verhältnis zur Natur überdenken müssen, weil wir ansonsten in eine Ära chronischen Lockdowns geraten werden.

Ansatzpunkt ist die Erhaltung der Biodiversität, also der biologischen Vielfalt, die aus zwei Gründen für die Menschen so wichtig ist. Zum einen, um das Auftreten von neuen Infektionskrankheiten („emerging virus“) zu verhindern. Hierfür ist der sogenannte Verdünnungseffekt verantwortlich. Kritisch sind kompetente Wirte, das sind Tiere, die Viren in sich tragen, die für sie selbst unkritisch sind, und sie an andere Tiere oder an Menschen weitergeben können. Der Verdünnungseffekt besagt, 1.) dass die Ausbreitung von Viren und Parasiten reguliert wird, wenn es neben den kompetenten eine Vielzahl von nicht kompetenten Wirten gibt, 2.) dass Räuber(tiere) die Population der kompetenten Wirte begrenzen. Wenn sich die Biodiversität aufgrund menschlicher Aktivitäten verringert, sind aber die großen Räuber und die Pflanzenfresser die ersten Opfer, was die Proliferation der Fledermäuse und der „Nagetiere nach sich zieht, die dreiviertel der zoonotischen Viren beherbergen.“ (S. 116) Eine wichtige Rolle spielen dabei auch die Haustiere, denn sie dienen als eine epidemische Brücke zwischen Wildtieren und Menschen. Das Hausschwein ist als Zwischenwirt dafür ideal. Zum anderen stärkt der Kontakt des Menschen mit einer art-

reichen Umwelt sein Immunsystem. Denn damit schützt er sich selbst vor „emerging viruses“. Hier spricht man von der „Hypothese der Biodiversität“, dass nämlich „der Kontakt mit der natürlichen Umwelt das menschliche Mikrobiom bereichert, das immunitäre Gleichgewicht fördert und vor Allergien und entzündlichen Störungen schützt.“ (S. 148) Das ist z.B. der Grund, warum die meisten Menschen in Afrika keine Allergien haben.

Im Buch klingt immer wieder die Sozial-Ökologie an, zu der auch gehört, die Armut zu bekämpfen. Denn die „globale Gesundheit ist unmöglich, solange man nicht die Frage der sozialen Ungleichheiten löst“ (S. 259). Erwähnt werden indigene Völker, die früher unterschiedliche „Öko-Zonen“ belebt haben und „die es verstanden hatten, sich an ihre Charakteristika und ökologische Zwänge anzupassen.“ (S. 236) Und zwar, indem sie die dort verfügbaren „Ressourcen [...] gebrauchten, ohne sie zu erschöpfen“ (S. 238)

Das sollte für alle menschlichen Aktivitäten gelten: „Gemeinsam müssen wir unsere Produktionsweise und unser Konsumverhalten hinterfragen, damit sie dem Imperativ der ökologischen Solidarität entsprechen.“ (S. 263) Kritisiert werden rein technologische Ansätze zur Bekämpfung von Epidemien und Pandemien, die aber meistens vom Mainstream (Politik, Wirtschaft, Wissenschaft) gewählt werden: Einen Impfstoff bzw. ein Medikament zu entwickeln. Dazu zählt auch die Charakterisierung aller Viren im Rahmen des „Global Virome Projects“.

Hierin fließt sehr viel Geld, das dann dafür fehlt, Maßnahmen zu ergreifen, „um die ökologischen Faktoren für das Auftreten von Infektionskrankheiten zu verringern“ (S. 288).

Wichtig wird von den Wissenschaftler:innen, die im Buch erwähnt werden, ein Wechsel des ökonomischen Paradigmas gesehen. Dazu gehört, Schluss zu machen mit industrieller Viehzucht, Monokulturen, der Entwaldung (insbesondere der Tropenwälder), und sich einzuschränken bei der Globalisierung, der Verstädterung, beim Straßenbau, bei Staudämmen und Minen bzw. ganz allgemein bei den menschlichen Aktivitäten, die Druck ausüben auf die Biodiversität. Also mehr oder weniger alles altbekannte Forderungen von Umweltschützer:innen. Aber neu ist dabei die Argumentation, dass wir damit auch unsere menschliche Gesundheit schützen.

In diesem Buch wird nicht behauptet, dass das Covid-19-Virus aus einem Laboratorium zufällig entwichen ist. Aber es wird bemängelt, dass dabei „die Geheimhaltungskultur der Hochsicherheits-Laboratorien für Virologie, der Mangel an Transparenz und die Interessenkonflikte“, [...] mächtige Bremsen für die Offenlegung der Wahrheit darstellen.“ (S. 283) Und so erscheint „die Hypothese eines zufälligen Entweichens eines modifizierten Virus aus dem [Virologie-Institut vom Typ] P4 in Wuhan die 'plausibelste' Erklärung der Pandemie, die seit 2020 die Welt erschüttert.“ (S. 287)



Marie-Monique Robin:
Pandemien oder
Biodiversität,
Edition Contra-Bass,
Hamburg 2023,
304 Seiten, 20 Euro,
ISBN 978-3-943446-66-1.

Peter Oehler

ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE
BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT



Niddastr. 64 VH · 60329 FRANKFURT
express-afp@online.de
www.express-afp.info
Tel. (069) 67 99 84

Ausgabe 9/23 u.a.:

- Karsten Weber: »Gräfenhausen reloaded« - Die Lieferketten reißen nicht
- Gaston Kirsche: »Ene Besuch im Zoo...« - Streik im Hamburger Tierpark Hagenbeck
- Peter Kern: »Großer Zaster, kleines Geld« - Über Kinder, Kapital und Christian Lindner
- AG Feministischer Streik Kassel: »Thesen für den feministischen Streik« - Wie entfaltet sich das Potential des feministischen Streiks?
- AK System Change: »Her mit den Konzepten für System Change!« - Einladung zu einer neuen Sozialismus-Diskussion
- Andreas Bachmann, Heiner Dribbusch: »Begeisterung sieht anders aus« - EVG-Tarifrunde bei der DB
- Heiner Dribbusch: »Streikrecht weiter verschärft« - Nach langen Debatten wurde das Streikrecht in Großbritannien »reformiert«

Probelesen?! Kostenfreies Exemplar per eMail oder Telefon bestellen

„1968“ exemplarisch

Lehrlingsbewegung zu den Auseinandersetzungen am Speyer-Kolleg

Um sich die Frage zu stellen, was ein „anderes“ 1968 ausmacht, müsste man sich erst mal die Frage stellen, was denn „1968“ war.

Jens Kastner und David Mayer haben in ihrem Sammelband „Das globale 1968“ (Wien 2008) 1968 als Chiffre für eine Zeitspanne mit revolutionären Ereignissen definiert, die in der Gesamtsicht eine veritable Revolution darstellt, die nur eben gescheitert ist. Kastner und Mayer begrenzen das „lange 1968“ durch die kubanische Revolution 1954 und das Ende des Vietnam-Kriegs 1975. Für Deutschland würde ich als Eckpunkte einerseits die Jahre 1963/64 setzen – bis dato größter Streik in der Bundesrepublik einschließlich Massenaussperrung, Godesberger Programm der SPD und damit einhergehender Ausschluss des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS), neues DGB-Grundsatzprogramm, Auschwitz-Prozess, der Besuch des kongolesischen Premiers Moïse Tschombé in Deutschland wären hier relevante Eckpunkte. Und das Jahr 1973 mit den oft migrantisch geprägten „wilden Streiks“, die kaum losgelöst von der Betriebsintervention der 1968er nach der „proletarischen Wende“ betrachtet werden können.

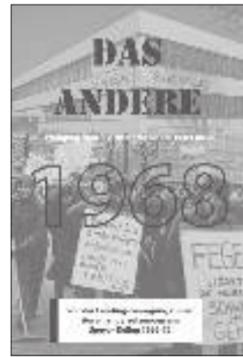
Mit dem Buchtitel „Das Andere 1968“ wollen die Autoren Her-

bert Obenland, Wolfgang Hien und als befragender Sozialhistoriker Peter Birke herausstellen, dass es neben dem „1968“ der „Studentenrevolte“ noch das „1968“ der Arbeiterinnen und Arbeiter gegeben habe. Die globale und „lange“ Perspektive, die Kastner und Mayer nahelegen, macht aus diesem „Anderen“ das Normale: Marcel van der Linden schildert das im genannten Sammelband als „Rätsel der Gleichzeitigkeit“. Ein entscheidender Punkt ist dabei die Bildungsexpansion: Verschiedene Reformen, darunter z.B. in Westdeutschland der Wegfall des Studiengeldes, führten dazu, dass mehr Kinder aus proletarischen Haushalten studierten. Die internationale Öffnung führte zu mehr ausländischen Studierenden, die eine Verbindung zu den „Gastarbeiter*innen“ hatten und oftmals, ebenso wie diese, aus oppositionellen Zusammenhängen ihres jeweiligen Heimatlandes stammten. Simon Goeke hat dieses Zusammenspiel von studentischer, migrantischer und proletarischer Bewegung in den frühen 1970ern in seinem Buch „Wir sind alle Fremdarbeiter“ (Paderborn 2020) verdeutlicht. Beides – der Zustrom von Studierenden mit proletarischem Hintergrund wie mit Migrationshintergrund – führte zu ganz neuen Beziehungsweisen, die „1968“ als

globalen Revolutionsversuch möglich machten. Hintergrund von „1968“ ist mithin eine neue Klassenzusammensetzung.

Dazu kommt ein, hier nur am Rande relevantes, drittes: Die Erzählung von „1968“ als Bruch mit der alten Generation und auch mit der „alten“ Arbeiterbewegung ist nur sehr bedingt haltbar. Vertreter der „alten“ Arbeiterbewegung (die rein männliche Form ist hier plausibel) wie etwa der Kreis um die SoPo und Peter von Oertzen, des express international und des „Funken“ um Fritz Lamm oder auch Willi Huhn in Berlin und Vertreterinnen der späteren „neuen Linken“ hatten engen Kontakt. Peter Birke benennt in seinem Vorwort zum vorliegenden Buch einen Arbeiterflügel des SDS in Mannheim, den damalige Aktive zwar so nicht bestätigen möchten, aber auch dort gab es die entsprechenden Kontakte zwischen vermeintlich „alter“ und „neuer“ Linker – namentlich etwa mit dem Kommunismusforscher Hermann Weber oder dem langjährigen kommunistischen Aktivistin Willy Böppe.

Die subjektive Geschichte von Herbert Obenland und Wolfgang Hien und die exemplarische Geschichte des Speyer-Kollegs zwischen 1969 und 1972 ist insofern eben kein „Anderes“ zu 1968, es ist im Gegenteil paradigmatisch. Paradigmatisch ist



Wolfgang Hien, Herbert Obenland und Peter Birke: *Das andere 1968. Von der Lehrlingsbewegung zu den Auseinandersetzungen am Speyer-Kolleg 1969 – 1972.* Verlag Die Buchmacherei, Berlin 2022, 252 Seiten, 15 Euro, ISBN 978-3-9823317-3-7

vor allem die, bereits in dem Interviewband von Peter Birke und Wolfgang Hien hervorgehobene (und beide betreffende) „Klassenreise“.

Wenn es trotzdem völlig legitim ist, von einem „anderen 1968“ zu schreiben, dann deswegen, weil diese – eigentlich prägende – Geschichte von 1968 kaum erinnert wird, sondern in der breiten Mainstream-Öffentlichkeit das buntscheckige Geschehen von 1968 als ein rein akademisches zwischen Berkeley und Berlin erinnert wird. Wesentliche Publikationen über die durchaus immer wieder benannte Lehrlingsbewegung sind mittlerweile drei bis vier Jahrzehnte alt, die neuere Forschung – und auch Kritik – der „68er“ fokussiert das akademische Großstadteschehen in der „Ersten Welt“. Studien zum 1968 der Arbeitswelt, des Trikonts etc. kommen über den Status einer Spezialstudie mit Orchideen-Charakter meist nicht hinaus und werden in der breiten Öffentlichkeit kaum wahrgenommen.

Erzählt wird von Obenland und Hien die Geschichte des Protests am frisch gegründeten Speyer-Kolleg, an dem gerade Ausgebildete auf dem zweiten Bildungsweg das Abitur nachholen konnten. Das Kolleg war schulisch strukturiert und inhaltlich autoritär organisiert. Die Auseinandersetzungen darum führten in den Jahren 1970/71

zu mehreren Streik- und Boykottaktionen. Die Speyerer Öffentlichkeit war damals in die Vorgänge einbezogen. Es gab große Veranstaltungen in der Stadthalle zu den Vorgängen am Speyer-Kolleg und den Forderungen der Kollegiat*innen. Diese beschäftigten seinerseits sogar den Mainzer Landtag und ließen den damaligen rheinland-pfälzischen Vorsitzenden der CDU, Helmut Kohl, von einer „linksextremistischen Unterwanderung“ des Kollegs sprechen.

Der explizite Wunsch, Bildung als Emanzipation zu erleben, der in Speyer formuliert wurde, ist paradigmatisch für das viel breitere 1968 der Lehrlinge und Jungarbeiter*innen. Viel mehr als Berichte aus dieser oder jener Universität erläutert dieses Buch damit exemplarisch an einem relevanten Beispiel, was „1968“ eigentlich ausmachte. Darüber hinaus korrigiert es noch in einer anderen Hinsicht die dominierende Geschichtsschreibung: Es ist radikal subjektiv, ohne deswegen weniger nachvollziehbar zu sein. Die sehr persönlichen Erzählungen von Wolfgang Hien und Herbert Obenland, auch zu der Zeit vor und nach Speyer, packen einen, wie es eine streng wissenschaftlich-historische Darstellung wohl nicht könnte.

Torsten Bewernitz

Er hinterlässt keine Lücke, sondern einen Krater

Zum Tod des Dichters Bert Papenfuß (11. Januar 1956 - 26. August 2023)

„Die Freiheit wird nicht kommen | Freiheit wird sich rausgenommen“ (1)

Im Moment prasseln die Nachworte auf Bert Papenfuß nur so runter wie große Hagelkörner... Ich wünschte, ihm wäre so viel Aufmerksamkeit zu seinen Lebzeiten für seine literarische Arbeit und für die Vernetzung von Künstler:innen zu Teil geworden, wie jetzt nach seinem Tod. Das einzig positive ist, dass er jetzt wieder mit Freund:innen wie Bernd Kramer u.a. zusammen einen Trinken kann (sofern es da was zu saufen gibt, wo sie jetzt sind...)

Papenfuß war ein Berserker der deutschen Lyrik, politisch unangenehm, unangepasst (hüben wie drüben). Der Gedanke der Faulheit faszinierte ihn, aber trotz aller Sauferei war er einer der produktivsten und kommunikativsten Dichter und Macher, die ich kenne. Seine Produktion umfasst ca. 40 Publikationen, zahlreiche Beiträge in Zeitschriften, Anthologien und Dokumentationen – bei allem Schlendrian ein „Held der Arbeit“.

Und als (Mit-)Herausgeber einiger Zeitschriftenprojekte und (Mit-)Initiator diverser Literaturgruppen und -festivals, erwies er sich als ein Mensch, der offen für vieles war und gerade auch nach dem Mauerfall keine Berührungängst hatte. Papenfuß

war ein Netzwerker, ohne unbedingt das Internet zu benutzen, und ein „Projektmanager“ im besten Sinne.

Die Fetzen seiner biographischen Daten werden immer wieder kolportiert: 1956 geboren im mecklenburgischen Stavenhagen, Ausbildung zum Elektronikfacharbeiter (Ton- und Beleuchtungstechniker). Sein Vater, ein NVA-Offizier, hatte schnell Krach mit seinem widerspenstigen Sohn, der den Kriegsdienst verweigerte und sich zu den Bausoldaten einziehen ließ. Die einzige Alternative in der DDR war ansonsten Knast für die Totalverweigerung.

Seit 1980 war er freischaffender Schriftsteller, der mit zahlreichen Künstler:innen aus Malerei, Musik und Literatur zusammenarbeitete. Ein Hans-Dampf-in-allen-Gassen. Herausgeber von Zeitschriften, wie z.B. den „Sklaven“, und Gastronom, wie etwa dem Café Burger, bis es von der gemütlichen Dichter-Klause zum Touristenmagnet mutierte. Gerhard Wolf von Janus press, die nach dem Mauerfall erstmals eine fünf-bändige Textsammlung herausgaben, schreibt im Klappentext im Band „hetze“ (Berlin 1998): „Papenfuß schimpft, krakeelt, schnoddert und schabernackt, daß es eine Lust ist – Sprachrausch und Wortbiegungen, Wortneuschöpfungen, alles, um den Sinn und

Unsinn dieser Zeit in die Zeilen zu kriegen.“

Die Form des Schreibens war auf alle möglichen Arten recht experimentell. (2) Und wenn es Literaturkritiker:innen gibt, die Anmerkungen in einem Roman für unerträglich halten, dann würden sie wohl bei den Anmerkungen, die Papenfuß seinen Gedichten zu Lesestoff, Verwicklungen und Zitaten anbrachte, wohl ausrasten. Kaum ein Buch der Sekundärliteratur über den Prenzlauer Berg und seine Rolle als subkulturelle Anlaufstelle in der DDR kommt an den Namen Papenfuß vorbei, und dennoch war er weder ein Sprecher dieser Szene und schon gar kein Anführer.

Für Papenfuß, der sich schon zu DDR-Zeiten als Anarchist bezeichnete, war die Wende nichts anderes als Vom-Regen-in-die-Traufe kommen. Den Verheißungen des Westens traute er nicht und seinen Lebensstil – möglichst nur so viel Arbeiten, dass es zu einem einfachen Leben reicht – verfolgte er auch weiterhin, bis der Prenzlauer Berg gentrifiziert wurde und die zahlreichen sozialen Verknüpfungen sich langsam zu lösen begannen. Aber Papenfuß selbst „hing“ nicht am Prenzlauer Berg, am Mythos schon gar nicht, und überraschender Weise nannte er als Alternative zu Berlin nicht New York oder Paris oder London, sondern eher Chicago.

Und „das Spiel“ der westdeutschen Szene bekam er auch erst spät mit, dass ihm vorgeworfen wurde Nationalbolschewist zu sein, oder ein ewiggestriger DDR-Romantiker, von Rechten verprügelt, von Linken diffamiert, machte er einfach weiter als ein Verteidiger von Freiheit, die man eben von niemanden geschenkt bekommen kann, sondern sich erkämpfen, bzw. nehmen muss.

Das letzte Buch zu Lebzeiten ist ebenfalls etwas politisch-literarisches aus der Prenzlauer Berg-Szene Berlin: Bert Papenfuß (Hrsg.), Systemrelevanz & Lumpenintelligenz. Schriften aus dem Vorlaß von Sepp Fernstaub. (3) Mit Texten, Gedichten, Gesprächscollagen über Zeitmaschinen, William Godwins Buch „Caleb“, Proudhon und anderes. Die Lesereise konnte nicht mehr realisiert werden, da die Krebserkrankung schon weit fortgeschritten war.

Ich kannte Bert Papenfuß seit Anfang 1990. Er war ein solidarischer, hilfsbereiter und freundlicher Mensch, selbst wenn sein Erscheinungsbild manchmal etwas Düsteres hatte. Er wusste Menschen immer wieder für neue Projekte zu begeistern. Er hinterlässt keine Lücke, sondern einen Krater. Ganz abgesehen von seiner Stimme (im doppelten Sinn) in der deutschen Literatur.

Jochen Knoblauch



Bert Papenfuß-Gorek am 24. April 2007 bei der Benefiz-Lesung *Krankenhaus später* für Michael Stein. Foto: Ordu Oğuz – Salbader-Redaktion

*Papenfuß schimpft,
krakeelt,
schnoddert
und schabernackt,
daß es eine Lust ist*

Anmerkungen:

1) Das Gedicht „Es gibt keine Freiheit“ gehört mit zu seinen bekanntesten und stärksten. Erschienen in: Bert Papenfuß, Rumbalotte Continua. 2. Folge [von sieben], Karin Kramer Verlag Berlin 2005
2) Einen umfangreichen Text von Papenfuß selbst gibt es in dem

Buch: Barbara Felsmann / Annett Gröschner (Hg.), Durchgangszimmer Prenzlauer Berg – Eine Berliner Künstlersozialgeschichte in Selbstauskünften. Lukas Verlag Berlin 1999, S. 316 ff.
3) Quiqueg Verlag Berlin 2020. Sepp Fernstaub ist ein Pseudonym von Papenfuß.

Bewegung für Klimagerechtigkeit

Ende Gelände und der Zivile Ungehorsam

Das Jahr 2015 war das Jahr des großen Aufbruchs des Anti-Braunkohle-Bündnisses „Ende Gelände“ (im Folgenden: EG), das in den folgenden Jahren mit Massenaktionen zivilen Ungehorsams (im Folgenden: ZU) die Klimagerechtigkeitsbewegung mitgeprägt hat. Es war im Tagebau Garzweiler, wo sich 2015 rund 1.500 Menschen an der ersten großen Kohlebaggerblockade von „Ende Gelände“ beteiligten. Anschließend erhöhten sich die Teilnehmer*innenzahlen, Medienberichte über Kohlegrubenbesetzungen und Blockaden von Kohlezügen sowie des riesigen Abbau-Bagger durch in Weiß gekleidete Aktivist*innen gingen um die Welt. In dem Buch „We Shut Shit Down“ werden Geschichte und Verständnis dieses ZU sowie die verschiedenen Aspekte des Bewegungsbündnisses EG dargestellt. Es geht immer wieder um die Widerstandszentren Garzweiler, Hambacher Forst, Lausitzer Braunkohlerevier, zuletzt Lützerath und deren Aktionscamps.

Das Buch beginnt mit Erlebnisberichten von Aktivist*innen aus den Besetzungsaktionen von 2015 und 2017. Es folgen Artikel über die Inklusion von Aktivist*innen im Rollstuhl („Rolli-Finger“), über die europäische Vernetzung von Ende Gelände und die Beteiligung von Aktivist*innen aus anderen Ländern (besonders Tschechien und Großbritannien); sowie zur Entwicklung der massenhaften Anti-Braunkohlebewegung aus lokalen Protestinitiativen ab den 1970er-Jahren. In weiteren Beiträgen geht es um ein radikales Verständnis von ZU, das sich gegenüber den Aktionen aus den Aktionscamps der Anti-AKW-Bewegung, aus der ich komme und die ich mitgemacht habe, insofern weiterentwickelt hat, als heute besonders über ZU als „Dilemma-Strategie“ nachgedacht wird, bei der die Repressionskräfte also immer verlieren, ob sie nun unverhältnismäßig hart zuschlagen, was als öffentlicher Skandal bloßgestellt wird, oder ob sie auch mal eine Besetzung und damit Unterbrechung der Kohle-Infrastruktur zulassen. Auch die Verweigerung der Personalangaben nach Festnahmen – typisch für die jüngeren EG-Aktionen –, hat es zu meiner Zeit in dieser Massenhaftigkeit noch nicht gegeben. Weiter geht es im Buch mit der Thematisierung einer „Diskursintervention“ bis in die herrschenden Medien hinein. Thematisiert wird die Anti-Repressionsarbeit und das Verständ-

nis des Begriffes Solidarität. Schließlich werden die Entscheidungsstrategien in den Aktionscamps und im Bündnis EG nach dem Konsensprinzip dargestellt. Der Begriff Klimagerechtigkeit wird inhaltlich gefüllt, gerade im Gegensatz zu reformistischem „Klimaschutz“. Die Entwicklung einer Kapitalismuskritik innerhalb von EG ist Thema des Buches. Schließlich widmet sich ein Kapitel (S. 151-170) um die dekoloniale Perspektive dahingehend, dass vor allem Regionen des globalen Südens Betroffene (MAPA = Most Affected People and Areas) des metropolitan-industriellen CO₂-Ausstoßes und seiner verheerenden Wirkungen sind, und der Absicht, endlich die BIPOC-Aktivist*innen (Black, Indigenous, People of Colour) innerhalb der Bewegung sichtbar machen zu wollen. Letztere kritisieren die Klimabewegung dafür, dass sie die Lage der migrantischen Geflüchteten im Mittelmeerraum und die vielen Todesopfer der Festung Europa nicht ausreichend skandalisiert. Zudem beklagen sie die medienpolitische Ignoranz gegenüber Aktivist*innen des Südens, wie etwa Tonny Nowshin aus Bangladesch oder Vanessa Yakate aus Uganda, die von Greenpeace-Pressfotos oder auch Agenturfotos der dpa einfach aus dem Bild geschnitten wurden, das dann komplett von Greta Thunberg oder Luisa Neubauer dominiert wird (S. 162). BIPOC-Aktivist*innen kritisieren auch eine Verdoppelung weißer männlicher Dominanz bei den Massenaktionen durch die dort lange Zeit unhinterfragt gehaltenen Reden weißer Männer, sowie die übliche weiße Schutzkleidung, in die sich die Aktivist*innen hüllen. Das Buch schließt mit einem Kapitel zur Stellung der Bewegung gegenüber dem Staat (S. 171 ff.), wobei eine erste Strömung eine pragmatische Haltung einnimmt, die auf unmittelbar sichtbare Teilerfolge aus ist; die zweite Strömung staatlichem Handeln und darauf bezogenen Politstrategien oder Versuchen der Parteienbeeinflussung grundsätzlich kritisch gegenübersteht; und die dritte Strömung versucht, unter Bezugnahme auf die Theoretiker Gramsci und Poulantzas ein „gleichzeitig pragmatisches und gegnerisches Verhältnis zum Staat“ aufrechtzuerhalten.

Mir gefällt an dieser Bewegung, dass sie gleichzeitig auf radikale wie aber auch eindeutig nicht-gewaltsame Aktionsstrategien setzt, zumindest seit den „Schotteraktionen“ von weniger gewaltaffinen

Während mehrfach von „zivilem Ungehorsam“ die Rede ist, wird die Benennung der Kampfform der „direkten gewaltfreien Aktion“ leider vermieden



Ende Gelände (Hg.):
We Shut Shit Down,
Edition Nautilus,
Hamburg 2022,
16 Euro, 207 S.,
ISBN 978-3-96054-292-6

„Postautonomen“ ab den Castor-Transporten 2010: „Unsere Aktionstaktiken sind insgesamt darauf ausgerichtet, so wenig direkte körperliche Konfrontationen zu haben wie möglich. Wir verstehen die Polizei sehr wohl als Gegnerin, aber nicht als Ziel unserer Aktionen“ (S. 177). Das haben wir, die gewaltfreien Aktionsgruppen der Graswurzelrevolution/FöGA (Föderation gewaltfreier Aktionsgruppen), in den vier Jahrzehnten unseres Einbringens von Aktionsstrategien in die Anti-AKW-Bewegung ebenfalls so gesehen (1). Die Aktionsstrategie der „Finger“, durch die wir Polizeiketten auseinanderziehen und dann Aktivist*innen durch sie hindurchfließen konnten, haben wir bei den Aktionscamps zu den Castor-Transporten nach Gorleben in die Bewegung eingebracht. Nur: Während im Buch fast auf jeder Seite mehrfach von „zivilem Ungehorsam“ die Rede ist, wird die Benennung der Kampfform der „direkten gewaltfreien Aktion“, die wir damals den militanten und zentralistischen Zaunschlächten der „Autonomen“ entgegengesetzt – und die sich faktisch in den Aktionsstrategien der Anti-Atombewegung durchsetzten – leider vermieden. Da heißt es dann, „das Fass von ‚Gewalt oder Gewaltlosigkeit‘“ (S. 20) soll bei EG gar

nicht erst geöffnet werden. Oder es wird, wenn die „gewaltfreie Grundhaltung“ doch einmal erwähnt wird (S. 79), gleich dazu gesagt, das darauf basierende Verständnis von ZU, etwa von H.D. Thoreau oder M.K. Gandhi sei „ein enges, liberales Verständnis“ (ebd.). Das ist allerdings falsch: Es gibt eine Geschichte des von Thoreau ausgehenden „revolutionären zivilen Ungehorsams“ (2) sowie seine klare Ablehnung des Neoliberalismus, so Buchautor Jeffrey Y. Nealon: „Thoreau hätte sich eine Welt des libertarischen Neoliberalismus nie vorstellen können“ (3). Und es gibt eine Radikalität von Gandhis Kapitalismuskritik, etwa dieser, zitiert nach dem indisch-anarchistischen Gandhi-Forscher Ashis Nandy: „Als Gandhi 1920 seine Bewegung der Nicht-Zusammenarbeit gegen die Briten startete, waren die indischen Textilfabrikanten nahezu als gesamte Klasse gegen ihn. (...) Es ist bezeichnend, dass nicht ein einziger Industrieller den satyagraha-Schwur (Festhalten an der Wahrheit-Grundsatz der gewaltfreien Aktion) von März-April 1919 unterzeichnete.“ (4) Dem gewaltfreien Widerstand eine Konzeption des „radikalen Widerstands“ entgegenzusetzen, wie es bei EG weitgehend der Fall war, lässt sich historisch nicht belegen und negiert die Radikalität des anarchistischen Kampfmittels der direkten gewaltfreien Aktion und der anticolonialen Massenbewegung Gandhis gegen den britisch-weißen Kolonialismus. Damit verzichtet Ende Gelände leider auf die strategische Auswertung und Integration eines großen Erfahrungsschatzes gerade auch anticolonialer Kämpfe.

Lou Marin

Anmerkungen:

- 1): Vgl.: S. Münster/Lou Marin: Von Wyhl bis Fukushima. Der praktisch-strategische Einfluss gewaltfreier Aktionsgruppen auf vier Jahrzehnte Kämpfe der westdeutschen Anti-AKW-Bewegung, in: AG Anarchismus und Gewaltfreiheit (Hg.): „Je mehr Gewalt, desto weniger Revolution“, Band 1, Verlag Graswurzelrevolution, Heidelberg 2018, S. 221-237.
- 2): Vgl. Lou Marin: Ein Jahrhundert des revolutionären zivilen Ungehorsams, ebenda, S. 143-168.
- 3): Zit nach: J. T. Nealon: Fates of the Performative: From the Linguistic Turn to the New Materialism, University of Minnesota Press 2021.
- 4): Zit. nach: Ashis Nandy: Der Intimfeind. Verlust und Wiederaneignung der Persönlichkeit im Kolonialismus. Einleitung, Verlag Graswurzelrevolution, Nettersheim 2008, S. 55.

Anzeige

mandelbaum verlag

ANNETTE SCHLEMM
CLIMATE ENGINEERING
Wie wir uns technisch zu Tode siegen, statt die Gesellschaft zu revolutionieren
322 S. | 20 Euro

ALEX DEMIROVIC
DER NONKONFORMISTISCHE INTELEKTUELLE
Von der kritischen Theorie zur Frankfurter Schule
ca. 800 S. | Großformat | 40 Euro

LORENZ GLATZ
RATLOS UNZUFRIEDEN
Texte zu Kritik, Perspektive und Transformation
240 S. | 17 Euro

www.mandelbaum.de

Ein fesselndes Nachschlagewerk

Aktionsbuch Verkehrswende

Das „Aktionsbuch Verkehrswende“ ist eine spannende Zusammenstellung an Argumenten, Berichten, Rückblicken und praktischer Anleitung. Schwerpunktthemen sind der Dannenröder Wald, Proteste gegen die Internationale Automobil-Ausstellung (IAA) und die lokale Verkehrswende am Beispiel Gießens. Doch es gibt kaum ein Thema, das nicht auf den gerade mal 112 Seiten Platz hat: E-Autos und Straßenbau, Rohstoffe aus dem globalen Süden, Futtermittelimporte und der Kampf für kurze Wege, Shell, VW und die Automobillobby, feministische Mobilitätswende und die Solidarität mit Fabrikarbeiter*innen, Aktionärsversammlungen und Lokalpolitik, LKWs, Kreuzfahrtschiffe und Flugverkehr, Buntfahren, Schienennetze, Lastenräder und vieles mehr. Einige Themen werden nur kurz angerissen, andere Bereiche werden ausführlich und auch mit historischen Rückblicken dargestellt. Besonders

zuversichtlich stimmt der Bericht einer Ackerbesetzung in Neu-Eichenberg, bei der nicht nur ein Logistikgebiet verhindert wurde, sondern auch gegen anfängliche Widerstände neue Allianzen geschmiedet wurden. Die Berichte geben auch Einblicke in verschiedenste Aktionsformen von Kommunikationsguerilla und Öffentlichkeitsarbeit, über Besetzungen, Reclaim-the-streets-Partys und Blockadeaktionen bis hin zu Camps und Großdemos. Das Buch ist durchzogen von Handreichungen, die zur praktischen Umsetzung anregen wollen. Ob Recherche und das Verfassen von Publikationen, ob Akteneinsicht und Petitionen, ob Pressearbeit, die Beschaffung von Geld- und Sachspenden oder Logistik für Camps und Aktionen, ob die Gründung von Initiativen oder breit angelegte Bündnisarbeit – fast alle Tipps lassen sich auch auf andere Themenfelder übertragen. Kritisch ist höchstens die „Anleitung“ zum Baumhausbau zu sehen,



Clara Thompson, Tobi Rosswog, Jutta Sundermann, Jörg Bergstedt (Hg.):
Aktionsbuch Verkehrswende. Acker, Wiese & Wald statt Asphalt,
oekom Verlag,
München 2022,
112 Seiten, 15 Euro,
ISBN 978-3-96238-354-1

die vermutlich eher als liebevoll illustrierte Aufforderung, sich weitere Informationen zu beschaffen, zu lesen ist. Besonders positiv fällt hingegen auf, dass immer wieder für Allianzen zwischen NGOs, Vereinen, Bürgerinitiativen und Aktivist*innen mit und ohne Label geworben wird. An Beispielen wird sichtbar, wie undogmatische Bündnisarbeit funktionieren kann, in der die Stärken der verschiedenen Akteur*innen zum Tragen kommen, statt verschiedene Grundwerte gegeneinander auszuspielen.

Leider fehlt dem von zahlreichen Autor*innen verfassten Buch ein Stichwortverzeichnis zum schnellen Auffinden einzelner Themen, Kämpfe oder Aktionsformen. Dennoch ist das Aktionsbuch eine empfehlenswerte Mischung aus fesselnder Lektüre und hilfreichem Nachschlagewerk.

Franziska Wittig

Nach Trans. Sex, Gender und die Linke

Die im Jahre 2000 geborene spanische Autor_in und Trans-Aktivist_in Elizabeth Duval gilt in Spanien längst als Aushängeschild für den Kampf um Rechte von trans(sexuellen) Menschen. (1) Duval hat bereits mehrere Kurzgeschichten und politische Texte zum Thema in spanischer und französischer Sprache veröffentlicht. Nun wurde endlich auch einer der wichtigsten Texte von Duval zwei Jahre nach seiner Erstveröffentlichung vom Wagenbach Verlag ins Deutsche übersetzt: „Nach Trans. Sex, Gender und die Linke“.

Im eigens für internationale Ausgaben verfassten Vorwort des Essays schreibt Duval: „Der Angriff auf die Rechte von trans Menschen ist ein internationales Phänomen, und als solches muss es behandelt werden. [...] Ich denke, es ist angemessen, für meine internationalen Leser ein Vorwort zu schreiben, das von denen der verschiedenen spanischen Ausgaben inhaltlich etwas abweicht und zugleich wirksame Argumente enthalten kann, wenn es darum geht, bestimmte Gesetzesänderungen in verschiedenen Teilen der Welt zu verteidigen. Gleichzeitig möchte ich solche Reformen, und wie sie meiner Meinung nach aussehen sollten, aus einer globalen Perspektive betrachten und analysieren“ (S. 11).

Der Anspruch ist hoch, aber Duval wird diesem weitgehend gerecht, auch wenn viele der angesprochenen Grundlagentexte noch einer Übersetzung ins Deutsche harren. Und im deutschsprachigen Raum kochen die Debatten um das Selbstbestimmungsgesetz von trans Menschen momentan wieder hoch.

In sechs inhaltlichen Kapiteln nähert sich Duval, z.T. mit autobiographischen Ansätzen, der Thematik, wobei Duval im letzten Kapitel auch Anknüpfungspunkte für „Diskussionen innerhalb der Linken und mögliche Wege für die Zukunft zu finden“ sucht (S. 32). Dabei widmet sich Duval in einem eigenen Kapitel auch explizit der Identitätspolitik, nachdem von Duval bereits über das Selbstbestimmungsrecht von trans Menschen reflektiert wird.

In einem eigenen Kapitel beschäftigt sich Duval mit den Thesen und „Utopien“ von Paul B. Preciado („Kontrasexuelles Manifest“), dem wohl bekanntesten Aktivist_in im Bereich des Kampfes um die Rechte von trans Menschen. Duval und Preciado haben im selben Jahr ihre Transition begonnen – und beide gelten als die wichtigsten Theoretiker_innen im Bereich der Transrechte. Duval erläutert dabei die Differenzen in den Grundannahmen zu Preciado und bricht auch gleich



Elizabeth Duval:
Nach Trans. Sex, Gender und die Linke,
Wagenbach Verlag,
Berlin 2023,
224 S., 24 Euro,
ISBN 978-3-8031-5195-7

zu Beginn des Kapitels mit dem Mythos, sich über das öffentliche Herunterputzen von Preciado etabliert zu haben. Bei all der von Duval geübten Kritik an Preciado geht es sachlich zu – abgesehen von einem Seitenhieb über die Entfremdung vom spanischen Diskurs. Dieses Kapitel ist unter dem Aspekt, dass zwei Positionen innerhalb des Spektrums dargestellt werden, von Interesse.

Dabei verwehrt sich Duval auch explizit gegen eine missverstandene Toleranz von cis-Personen, die von Duval unter Rückgriff auf eine Aussage zu Toleranz von dem italienischen Literaten und Regisseur Pier Paolo Pasolini kritisiert wird.

Aufgrund aktueller Debatten kommt Duval nicht drum herum, sich auch zu aktuellen Tendenzen innerhalb des radikal-feministischen Spektrums, welches von Duval ein bißchen sarkastisch als „böser Feminismus“ bezeichnet wird, auseinanderzusetzen. In jenem Spektrum, zu dem im deutschsprachigen Raum als eine Wortführerin Alice Schwarzer gezählt werden kann, formiert sich eine Form des trans-exklusiven Feminismus, der Menschen, die sich einer Transition unterziehen, das Recht, sich als Frauen zu verorten, abspricht.

In einem abschließenden Kapitel reflektiert Duval über „die politische Entwicklung im Umfeld von trans“, bevor Duval in einen Epilog übergeht.

Der Essay regt zum Nachdenken und Diskutieren an. Er ermöglicht neue Blickwinkel auf die Thematik „Rechte von trans Menschen“ und schafft auch mit der Begründung, warum der Begriff „trans“ lediglich in Form eines Adjektivs benutzt werden sollte, neue Perspektiven. Dabei ist es angenehm, dass Duval in der Positionierung nicht in ein Bashing radikal-feministischer Positionen verfällt, sondern unabhängig von jener Strömung eine eigene Positionierung als betroffene und darüber philosophisch-reflektierende Person Stellung bezieht. Eine gewinnbringende Lektüre!

Maurice Schuhmann

Anmerkung:

1) Im folgenden versuche ich möglichst auf geschlechtlich-konnotierte Pronomen zu verzichten. In der öffentlichen Darstellung und eigenen Texten verwendet Duval selber – wenn überhaupt – weibliche Pronomen für sich. Es ist strittig, ob der Begriff „transgender“ oder „transsexuell“ der treffendere ist. Um dies zu umgehen, werde ich im folgenden nur „trans“ als Bezeichnung verwenden.

Großspurigigkeit und Gewalt

Der französische Philosoph Geoffroy de Lagasnerie bietet keinen „Ausweg aus unserer politischen Ohnmacht“

Großspurige Buchtitel sind ja an sich nichts Schlechtes. Manifeste und Essays haben auf überschaubarer Seitenzahl schon häufig zur Diskussion angeregt, Debatten losgetreten, intelligent polemisiert und polarisiert. Nicht selten haben interessante Thesen unter vollmundiger Überschrift ihren Weg in die Auseinandersetzung angetreten. „Der Ausweg aus unserer politischen Ohnmacht“ ist so ein Titel. Wer sich aber von diesem Buch des französischen Philosophen Geoffroy de Lagasnerie einen solchen Anstoß erwartet, der gar die titelgebende Ankündigung einlöst, wird enttäuscht werden. Das hat Gründe. Schon die Ohnmacht, die der Autor den „progressiven Kräfte[n]“ (S. 12) attestiert, wird ziemlich eingeleistet mit mangelnder staatspolitischer Regulierung, also mit fehlender Regierungsbeteiligung linker Parteien gleichgesetzt. Der selbstgesetzte Anspruch, „andere Machtnarrative [zu] entwickeln“ (S. 29), wird nicht eingelöst. Das Politische neu zu denken, weil die bisherigen Schilderungen und Theorieansätze immer wieder formelhaft erstarrt sind, auch dagegen spricht erst einmal nichts. Nicht zuletzt dann nicht, wenn auch die traditionellen Formen des politischen Kampfes selbst wie „Streik, Besetzung oder Demonstration“ (S. 23) zu Ritualen verkommen scheinen, die sich von offensiven in defensive, nur mehr reagierende Instrumente verwandelt haben.

Den Vorschlägen, die de Lagasnerie dann aber vorstellt, ergeht es nicht anders als dem Machtnarrativ, sie bleiben eindimensional und oberflächlich. Im Wesentlichen bestehen sie aus drei Elementen: Der Autor plädiert für mehr Gewalt bei direkten Aktionen einerseits und für die Infiltration von be-

stehenden Institutionen andererseits. Dass beide Strategien sich häufig praktisch und eventuell auch grundsätzlich im Wege stehen, wird gar nicht problematisiert. Gegen Ende des Buches fällt ihm noch eine dritte Strategie ein, die mit den vorherigen bloß die Unausgegorenheit teilt: Nicht allein eine politische Strategie solle es sein, vielmehr solle sich die Linke, wie früher in manch kommunistisch orientierten Arbeiter*innenmilieus, wieder im „alltäglichen Leben“ (S. 80) verankern. Vielleicht müssen wir, meint de Lagasnerie dann, „eine Hegemonie im praktischen, alltäglichen, materiellen Bereich anstreben“ (S. 81).

Alle drei Vorschläge ließen sich diskutieren, es sei hier aus Platzgründen vor allem auf die Gewaltfrage eingegangen und die Infiltration von Institutionen und Alltag vernachlässigt. De Lagasneries unkritischer Aufruf zur Gewalt als politisches Mittel ist so überraschend wie ärgerlich. Er empfiehlt sie nicht bloß als Taktik, um aus der „politischen Ökonomie des Scheiterns“ (S. 17) auszubrechen, sondern auch als eigentlich politische Aktion, die im Gegensatz zu der aus seiner Sicht lediglich theatralen Pseudopolitik von Demonstrationen, Happenings, Streiks und anderen Praktiken steht, die im Modus des „als ob“ verblieben. Dabei bezieht er sich auf den Philosophen Günther Anders, der 1987 ein Plädoyer gegen die spaßorientierten Happenings einerseits und die leidensorientierte Selbstaufopferung (Hungerstreiks etc.) andererseits für die Anwendung von Gewalt gegen die Herrschenden schrieb. Zu viel der Freude auf Demos und Aktionen diene vor allem dem eigenen, kollektiven Wohlbefinden und schade den Gegner*innen eben-

so wenig wie die totale Hingabe an den Kampf, die den Maßstab für Erfolg mehr am eigenen Leid als am Schaden der anderen Seite ausrichte.

Die Gefährdung der gesamten Menschheit ist sicherlich ein Aspekt der Zeitdiagnose von Günther Anders, der aus der Ära der atomaren Bedrohung des Kalten Krieges in die Gegenwart der Klimakatastrophe übertragbar ist. Ob die politische Reaktion, die Anders angesichts dieser Gefahr präferierte, aus vergleichbar guten Gründen übernommen werden kann, ist allerdings fraglich. Geoffroy de Lagasnerie macht sich aber erst gar nicht die Mühe, sich diese Frage zu stellen. Er setzt Gewalt mit politischer Effektivität gleich, ja, verengt sogar den Politikbegriff selbst auf gewalt-same Praxis, wenn er schreibt, „denjenigen Leid zuzufügen, die für unser Leid verantwortlich sind“ (S. 20). Von der leider in der Wirklichkeit häufig anzutreffenden Unklarheit eines klaren Grenzverlaufs zwischen „denen“ und „uns“ mal abgesehen, blendet diese Verengung auch jahrzehntelange Diskussionen über das Für und Wider emanzipatorisch intendierter Gewalt aus: Gegen Gewalt als politisches Mittel sprachen zumindest mal die stets als Reaktion erfolgte Aufrüstung des Staates und die in Gang gesetzte Repressionsspirale (in der soziale Bewegungen meist den Kürzeren gezogen haben – von den enormen Opfern gar nicht erst zu reden), die Abschreckung potenzieller Verbündeter, die Gefährdung (mehr oder weniger) Unbeteiligter, die ethische und soziale Verrohung der Akteur*innen selbst usw.

Wenn de Lagasnerie später im Text doch die Repressionsspirale erwähnt und die Gefahr sieht,

die politische Arbeit nur noch auf die Polizeigewalt zu fixieren und „unsere eigentlichen Ziele aus den Augen [zu] verlieren“ (S. 55), bleibt das eine Warnung ohne Konsequenzen.

Für jemanden, der wie de Lagasnerie die rituellen Formen des Politischen bekämpfen möchte, ist diese Gewaltverherrlichung schon erstaunlich. Denn sie gehört wohl zu den ritualisier-testen Gesten von Radikalität, die sich denken lassen: In ihrer dualistischen Logik durchziehen sie die linken Debatten von den russischen Narodniki des 19. Jahrhunderts über den Antikolonialismus des späten Frantz Fanon bis hin zur insurrektionalistischen Strömung im Anarchismus der Gegenwart. Dass Gewaltfreiheit immer noch so bedenkenlos mit Passivität und politischer Ineffektivität gleichgesetzt wird, dürfte Rosa Parks und Martin Luther King jr. vermutlich im Grabe rotieren lassen. Dem Antikolonialismus in Indien um M. K. Gandhi, der Anti-AKW-Bewegung und vielen anderen gewaltfreien Kämpfen wird es auch nicht ansatzweise gerecht.

Den Nutzen des Marschs durch die Institutionen versucht de

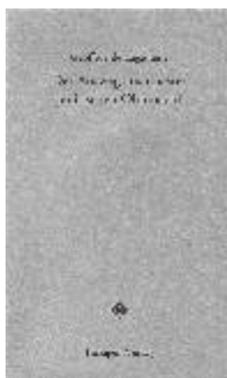
Lagasnerie einerseits am Beispiel der Neoliberalen zu verdeutlichen, die die politischen Institutionen mehr verändert hätten als diese die Neoliberalen. Dabei blendet er aus, dass neoliberale Strategien nie eine befreiende, soziale Gleichheit erstrebende Perspektive hatten und deshalb auch ganz anders zu bestehenden Institutionen-setzungen im Verhältnis stehen, als linke Akteur*innen und Konzepte. Andererseits nennt er die LGBTIQ-Bewegungen (1) als institutionell relativ erfolgreiche Mobilisierungen, ohne auch nur anzudiskutieren, dass gerade sie auf Gewalt als Mittel kaum in nennenswertem Maße zurückgegriffen haben.

Die nie geleisteten Vermittlungen zwischen den verschiedenen Vorschlägen machen de Lagasneries Buch neben dem verschlissenen Umgang mit Grundsatzfragen und dem meist ahistorischen Zugang zu einem äußerst schwachen Text.

Jens Kastner

Anmerkung:

1) LGBTIQ*: International gebräuchliche Abkürzung für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans* und Inter*, Queer (Lesbian, Gay, Bisexual, Trans*, Inter*, Queer).



Geoffroy de Lagasnerie:
Der Ausweg aus unserer politischen Ohnmacht,
Passagen Verlag,
Wien 2023,
104 Seiten, 17 Euro,
ISBN 978-3-7092-0543-3

Anzeige

28. Linke Literatur Messe
NÜRNBERG
03.11.-05.11.23

Künstlerhaus | Königstraße 93 | Nürnberg
www.linke-literaturmesse.org
Linke_Literaturmesse

Buchvorstellungen | Lesungen | Diskussionen
Verkaufsmesse | Der Eintritt ist frei!

Jacques Vingtras – „Die Revolte“

„Das ist der Lieblingsautor meiner Großmutter.“ Mit diesen Worten zog mich mein französischer Mitbewohner immer wieder auf, wenn ich mich voller Begeisterung zu Jules Vallès äußerte. Meine Begeisterung für den französischen Anarchisten und Journalisten hält bis heute an. Umso mehr hat es mich gefreut, dass es nun eine Neuauflage seines Hauptwerkes gibt: „Jacques Vingtras“.

Mit dem dritten Band der autobiographisch-geprägten Jacques Vingtras Reihe – „Die Revolte“ – schließt die von Jules Vallès (1832-1885) zwischen 1878 und 1885 verfasste Trilogie ab. Nachdem er im ersten Band seine Kindheit (1879) beschrieben hat und im zweiten (1881) über die prekären Verhältnisse der ersten Berufsjahre geschrieben hat, steht im letzten (posthum 1886 von seiner Sekretärin veröffentlicht) die Zeit der Pariser Commune im Mittelpunkt, d.h. der Barrikadenkampf und die Blutwoche. Der Band „Die Revolte“ ist den Kommunar_innen gewidmet. „Allen, die als Opfer der sozialen Ungerechtigkeit gegen eine schlecht eingerichtete Welt zu den Waffen griffen und unter der Fahne der Kommune die große Föderation der Schmerzen bildeten...“ (11). Der Mut der Kämpfer_innen der Commune als solche wird von Vallès mit den folgenden Worten glorifiziert: „Ah! Lieber unter der Flagge aus Fetzen von 93 umkommen, lieber eine in der Sintflut erneuerte Diktatur akzeptieren, die uns als Beleidigung der neuen Revolution erschien, lieber das – als erscheinen, als ob wir den Kampf aufgaben!“ (249). Der Bohème Jules Vallès hat diese erlebt und aktiv als Kommunarde mitgestaltet. In seiner damaligen Tageszeitung „Le Cri du

Peuple“ (1871) vertrat er explizit proudhonistische Positionen. Die Zeitschrift findet auch Erwähnung im Roman selbst. „Der CRI DU PEUPLE ist wieder erschienen. ‚LE CRI DU PEUPLE von Jacques Vingtras!‘ Es ist zwei Uhr nachmittags, und achtzigtausend Blätter sind bereits von der Presse auf diesen Platz und in die Vorstädte geseelt. ‚Le CRI DU PEUPLE von Jacques Vingtras!‘ Man hört nichts anderes, und der Händler kommt nicht nach. ‚Wollen Sie meinen letzten, Bürger? ... Für Sie zwei Sous‘, sagt er lachend, ‚das ist er wirklich wert!‘ ‚Lassen Sie sehen!‘“ (S. 226). Ebenfalls von historischem Interesse ist daneben auch seine Beschreibung eines Gefängnisaufenthaltes in Saint-Pélagie, einer auf politische Gefangene fokussierten Haftanstalt. In selbiger saß u.a. Pierre-Joseph Proudhon ein. Der Band „Die Revolte“ gilt damit als ein wichtiges Zeitdokument zur Pariser Commune und zum Leben der französischen Bohème. Dabei ist der Roman zwar eher ein subjektives

Stimmungsbild und Augenzeugenbericht als ein theoretisches Werk. Aber genau das macht ihn interessant. Das Vorwort zum Band hat Verlegerin Barbara Kalender verfasst. Die Übersetzerin Christa Hunscha hat ein kurzes und prägnantes Nachwort beigesteuert. Zur Einordnung gibt es ein Verzeichnis mit kurzen Infos zu erwähnten Kommunar_innen und eine Chronologie der Ereignisse in Frankreich, die den Kontext für die Handlung bildeten. Die vorliegende Ausgabe der drei Bände im 2021 wiedergegründeten März-Verlag basiert auf der Übersetzung von Christina Hunscha – und ist „lediglich“ eine Neuauflage eines „Klassikers aus dem Hause März“. Vor knapp 45 Jahren hatte der März-Verlag bereits in einem Band die komplette Trilogie herausgegeben. Die vorliegende Ausgabe kann sowohl einzeln als auch im Rahmen einer dreibändigen Ausgabe im Schuber erworben werden. Es lohnt sich!

Maurice Schuhmann

Der Band „Die Revolte“ gilt damit als ein wichtiges Zeitdokument zur Pariser Commune und zum Leben der französischen Bohème



Jules Vallès:
Die Revolte,
März Verlag Berlin 2023,
336 Seiten, 26 Euro,
ISBN 978-3755000204

Gegen Krieg und Todesstrafe Leo Tolstoi und die Stimme des Gewissens

„Jeder Krieg, auch der kürzeste, mit allen den Krieg gewöhnlich begleitenden Verlusten, Vernichtungen von Saaten, Diebstählen, geduldeten Ausschweifungen, Räubereien, Morden, mit der vermeintlichen Rechtfertigung ihrer Notwendigkeit und Gerechtigkeit, mit der Lobpreisung und Verherrlichung der Kriegstaten, mit Gebeten für die Feldzeichen, für das Vaterland und mit der Heuchelei der Sorge um die Verwundeten und so weiter – entsittlicht in einem Jahre die Menschen mehr, als Millionen Räubereien, Brandstiftungen und Mordthaten, die im Laufe von Hunderten von Jahren von einzelnen Menschen unter dem Einfluß der Leidenschaft begangen werden.“ (Leo Tolstoi)

„Das Königreich Gottes ist in dir“ ist ein 1893 von Leo Tolstoi geschriebenes Sachbuch. Diese christlich-anarchistische, philosophische Abhandlung wurde erstmals 1894 in Deutschland veröffentlicht, nachdem sie in seinem Heimatland Russland verboten worden war. Sie entwirft eine neue Organisation für die Gesellschaft, die auf einer Interpretation des Christentums basiert, die sich auf die universelle Liebe konzentriert. Es ist ein Schlüsseltext für tolstoische Befürworter:innen des bewussten Nicht-Widerstehens, des gewaltfreien Widerstands und der christlich-anarchistischen Bewegung. Der Titel des Buches stammt aus dem Neuen Testament und dem Evangelium des Lukas. In dem Buch spricht Tolstoi vom Prinzip des gewaltfreien Widerstands bei der Konfrontation mit Gewalt, wie es von Jesus Christus gelehrt wurde. Als Christus sagt, man solle die andere Wange hinhalten, behauptet Tolstoi, dass Christus die Gewalt, auch die Gewalt in Verteidigungsabsicht, abschaffen und auf Vergeltung und Rache verzichten will, von Revanche frei sein will. Tolstoi erkennt, dass für Christen ein absolutes Tötungsverbot besteht, weil Vertrauen und Zuneigung durch Abschreckung und Todesfurcht zerstört werden und dadurch auch das verbindende Band der Liebe. Er ließ sich von den Schriften der amerikanischen christlich-anar-

chistischen Denker Adin Ballou und William Lloyd Garrison inspirieren, die seine Ansicht teilten, dass alle Regierungen, die Krieg führten, einen Affront gegen das Neue Testament und die christliche Ethik darstellten. Tolstoi bespricht in dem Buch ausführlich die Texte und Biografien von Ballou und Garrison, darunter einen ganzen Auszug aus Ballous „Non-Resistance Catechism“ von 1844. Da es sich bei der Russisch-Orthodoxen Kirche zu jener Zeit um eine mit dem russischen Staat fusionierte Organisation handelte, die sich der Politik des Staates unterwarf, versuchte Tolstoi, ihre Lehren von dem zu trennen, was er für das wahre Evangelium Christi hielt, insbesondere von der Bergpredigt. Er befürwortete Gewaltfreiheit als Lösung für die vom Nationalismus verursachten Probleme und internationalen Konflikte. Außerdem als Mittel, um die Bigotterie der Kirche und ihrer Würdenträger zu erkennen. Für Tolstoi war die moderne Kirche eine autoritäre Sekte. Er präsentierte Auszüge aus Zeitschriften und Zeitungen über verschiedene persönliche Erfahrungen und gab einen detaillierten Einblick in die Geschichte des bewussten Nicht-Widerstehens seit den Anfängen des Christentums. Insbesondere konfrontiert er diejenigen, die den Status quo aufrechterhalten wollen. Mohandas Karamchand Gandhi schrieb in seiner Autobiografie „Die Geschichte meiner Experimente mit der Wahrheit“ (Teil 2, Kapitel 15), dass Tolstois Buch ihn „überwältigte“ und „einen bleibenden Eindruck hinterließ“. Gandhi zählte Tolstois Buch zu den für ihn bedeutendsten literarischen Einflüssen in seinem Leben. Die Lektüre dieses Buches öffnete den Geist des weltberühmten Tolstoi für Gandhi, der damals noch ein junger Anwalt war, der in London ausgebildet wurde, und in Südafrika mit der grausamen Realität des Kolonialismus, Imperialismus und Rassismus konfrontiert wurde. Im Jahr 1908 schrieb Tolstoi einen „Brief an einen Hindu“ oder „Brief an einen Inder“, den Gandhi las und in dem er die Vorstellung darlegte, dass die indische Bevölkerung in Britisch-Indien das koloniale britische Empire

nur durch den Einsatz der Liebe als Waffe und durch passiven Widerstand stürzen könnte. Diese Idee wurde schließlich durch Gandhis Kampagnen landesweiter gewaltfreier Streiks und Proteste bis 1947 verwirklicht. Im Jahr 1909 schrieb Gandhi an Tolstoi und bat ihn um Rat und Erlaubnis, den „Brief an einen Hindu“ in seiner Muttersprache Gujarati erneut zu veröffentlichen. Tolstoi antwortete. Die beiden führten einen Briefwechsel bis zu Tolstois Tod ein Jahr später im Jahr 1910 fort. In den Briefen geht es auch um praktische Anwendungen der Gewaltfreiheit in Natal, im Transvaal, also in Südafrika, und in Russland. Tolstois letzter Brief an Gandhi war die letzte Schrift aus seiner Feder, ein Testament, in dem er Gandhi zum Erben seines Konzeptes des gewaltfreien Widerstandes einsetzte. Die ethischen und politischen Grundsätze und Methoden von Tolstoi und Gandhi sind nah beieinander. Dass selbst James Bevel, der strategische Direktor der Southern Christian Leadership Conference von Martin Luther King Jr. und Friedenspädagoge der US-Bürgerrechtsbewegung in den Jahren 1963 bis 1966, von Tolstois Buch geprägt wurde, ist

ein weiterer Hinweis darauf, warum es auch für uns interessant sein könnte, die Neuauflagen in deutscher Sprache zu lesen. Herausgeber Ulrich Klemm setzt mit der Veröffentlichung eine Reihe von Publikationen über Tolstois Bildungsphilosophie und Kirchenkritik der dogmatischen Theologie fort, zudem mit erneuter Veröffentlichung alter, schwer zugänglicher nicht-literarischer Texte des Autors berühmter Romane wie „Anna Karenina“ und „Krieg und Frieden“. In einer editorischen Vorbemerkung informiert uns der Herausgeber über Raphael Löwenfeld, der die bislang umfassendste Edition der nicht-literarischen Texte von Tolstoi noch vor Beginn des Ersten Weltkrieges im Eugen Diederichs Verlag (Leipzig und Jena) realisierte. In diesem Sinne arbeitete Peter Bürger mit einem Stab an Unterstützer:innen an der Neuauflage solcher einer „Tolstoi Friedensbibliothek“ und veröffentlichte ebenfalls 2023 „Das Reich Gottes ist in Euch: oder Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre (Christi Lehre und die Allgemeine Wehrpflicht)“. Beide Veröffentlichungen zeigen jahrzehntelange Versäumnisse der Tolstoi-Rezeption, auf die ich 2006 mit meinem Buch „Ursprung der Lehre vom Nicht-Widerstehen. Über Sozialethik und Vergeltungskritik bei Leo Tolstoi“ hinwies. Beide Neuauflagen dieses Buches sind sehr verdienstvoll und entfalten hoffentlich die notwendige Wirkung, um die Katastrophe von erneutem Krieg und Zerstörung in Europa zu beenden bzw. zu verhindern.

„Ein einziges Todesurteil, das von Menschen vollzogen wird, die sich nicht unter der Einwirkung der Leidenschaft befinden, von wohlhabenden, gebildeten Menschen, mit Zustimmung und unter Teilnahme christlicher Seelenhirten, und das wie etwas Notwendiges, ja Gerechtes hingestellt wird, entsittlicht und vertiert die Menschen mehr als Hunderte und Tausende von Morden, die von arbeitenden, ungebildeten Menschen begangen werden, vielleicht gar im Überschwang der Leidenschaft.“ (Leo Tolstoi)



Leo Tolstoi:
Das Reich Gottes ist in euch.
Übersetzung von Raphael Löwenfeld. Mit einer editorischen Bemerkung und einem Nachwort von Ulrich Klemm.
Alibri-Verlag, Aschaffenburg 2023,
216 Seiten, 15 Euro,
ISBN 978-3-86569-161-3

Christian Bartolf

Anzeige

LESESTOFF

Zwei Sekunden brennende Luft
Diaty Diallo
Aus dem Französischen von Nouria Behloul und Lena Müller
192 Seiten, Klappenbroschur, € 20,00
ISBN 978-3-86241-501-4

UFO 78
Wu Ming
Aus dem Italienischen von Klaus-Peter Arnold
448 Seiten, gebunden, € 28,00
ISBN 978-3-86241-500-7

Das Sklavenschiff
Marcus Rediker
Eine Menschheitsgeschichte
480 Seiten, broschiert, € 24,00
ISBN 978-3-86241-499-4

CITY OF QUARTZ
Mike Davis
Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles
424 Seiten, broschiert, € 24,00
ISBN 978-3-86241-496-3

assoziaton-a.de **ASSOCIATION A**

Die Vorwegnahme einer politischen Theorie des Anarchismus

Eindrücke einer gelungenen politisch-theoretischen Arbeit am Begriff der „Präfiguration“

Anarchistisches Denken scheint inzwischen auch im deutschsprachigen Raum einen Einzug in akademische Debatten zu halten. Die Bücher von Paul Sörensen zum Konzept der „Präfigurativen Politik“ sprechen für diese zaghafte Tendenz. So bezieht sich der Politikwissenschaftler auf aktuelle Autor*innen des Anarchismus zu seinem Thema, etwa Murray Bookchin, Richard Day, David Graeber, Uri Gordon, Marina Sitrin, Bini Adamczak, Eva von Redecker, Daniel Loick oder Erik Olin Wright.

Präfiguration bedeutet Vorbildfunktion oder Vorbildlichkeit, welche alternative Projekte, Beziehungen und Praktiken erhalten können. Sörensen findet dafür die etwas blumige Beschreibung eines „Bildgebungsverfahrens“ mit welchem ebenfalls andere Menschen gebildet werden. Präfiguration ist somit das Aufscheinen der erstrebenswerten, anderen Gesellschaftsform in der Hülle der maroden Herrschaftsordnung. Mit ihr wird demonstriert, dass andere Verhältnisse möglich sind und ausgeweitet werden können. Zugleich werden mit präfigurativen Ansätzen experimentell Veränderungen erreicht, welche Voraussetzung für sozial-revolutionäre Transformation im Großen sind, als auch bereits als wesentlicher Bestandteil derartiger Wandlungsprozesse begriffen werden können.

Schon der kommunitäre Anarchist Gustav Landauer (1870 – 1919) thematisierte dieses theoretische Konzept und den strategischen Ansatz umfassend – wengleich er dafür nicht die Bezeichnung „präfigurativ“ verwendete. Aus diesem Grund sieht Sörensen vor allem in der anarchistischen Tradition eine Debatte über Präfiguration „avant le lettre“ (vor dem Brief). Wenn ich im Folgenden Kritik an den Ausführungen übe, dann deswegen, um die Diskussion weiter zu spinnen und herauszustellen, dass ich Sörensens Beitrag wertschätze und es prinzipiell richtig



Paul Sörensen
Präfigurative Politik. Eine Einführung,
Mandelbaum Verlag,
Wien/Berlin 2023,
166 Seiten, 14 Euro,
ISBN 978399136-502-0

finde, dass sich auch Akademiker*innen mit anarchistischen Perspektiven beschäftigen und diese weiterentwickeln.

Präfiguration als Problematisierung von Politik und Begriffsgeschichte

Im Buch geht der Autor zunächst von einem mittlerweile breiteren Interesse am Konzept der Präfiguration aus (Kapitel 2). Von besonderem Interesse ist sein Insistieren darauf, dass Präfiguration durchaus als „politischer“ Handlungsmodus zu begreifen wäre – so als wäre mit diesem Adjektiv eine besondere Auszeichnung verbunden. Ich denke es gälte dagegen eher zu betonen, dass präfigurative Praktiken nicht vor allem zu einer Umdeutung des Politischen führen, sondern dieses vielmehr überschreiten. Dies bedeutet auch, dass die „Frage nach ihrer Erfolgsträchtigkeit [welche sich] [...] eine als politische Strategie etikettierte Praxis gefallen lassen“ (S. 144) müsste, wie der Autor reflektiert, eine von ihm fingierte Frage bzw. ein von ihm auferlegter Anspruch unter der von ihm gewählten Etikettierung darstellt. Sörensens Schlussfolgerung ist nachvollziehbar – aber nicht die einzige, zu welcher man in der Beschäftigung mit präfigurativen Praktiken gelangen kann. Vielmehr ließen sich mit ihnen politisches Handeln auch als Problem markieren, für welches im anarchistischen Denken gleichwohl nur wenig überzeugende Lösungsansätze vorgeschlagen werden.

Weiterhin rekonstruiert der Autor die Begriffsverwendung durch die häretisch-marxistischen und libertären Denker*innen Daniel Guérin, André Gorz, Carl Boggs, Sheila Robotham und Wini Breiners (Kapitel 3). Insbesondere Boggs prägte explizit den Begriff der „Präfiguration“ mit einer Schrift von 1977. Die kenntnisreiche Darstellung ist hilfreich, um Begriffe der anarchistischen Theorie

zu schärfen. Sörensen widmet sich den Aspekten der Unmittelbarkeit, praktischen Propaganda, der Mittel-Zweck-Debatte und den Ansichten zu einer strategischen Verwendung präfigurativer Praktiken (Kapitel 4). Ob Präfiguration als „strategischer“ Ansatz zu verstehen ist, ist eine Frage, die sich analog zu ihrer Beschreibung als (anti-)politisch stellt.

Emanzipatorische Vergeschwisterung in der Vorwegnahme?

Anschließend beschäftigt sich Sörensen mit Landauer und Antonio Gramsci, wobei sein sprachlicher Versuch der Vergeschwisterung mit ihnen in einem Kontrast zu seiner sonst strikt akademischen Schreibweise steht. Weil beide sich mit Präfiguration beschäftigten, sei auch eine Vergeschwisterung von Anarchist*innen und Kommunist*innen möglich, scheint die Botschaft zu sein (Kapitel 5). Mit diesen Versuchen, anarchistische und kommunistische Stränge zu vermitteln, folgt Sörensen anderen linken Intellektuellen wie von Redecker, welcher dazu Marx ziemlich weit verbiegt (1), Adamczak, welche die handfesten Auseinandersetzungen zwischen den Lagern in der russischen Revolution als bloße „Missverständnisse“ schönredet (2) oder auch Loick, welcher meint, Anarchist*innen in Fragen beraten zu müssen, welche sie gar nicht gestellt haben (3). Dies mutet umso seltsamer an, da Sörensen ja selbst weiß und erwähnt, dass Gramsci seine Überlegungen zur Präfiguration maßgeblich in Anschauung der seinerzeit erfolgreichen anarchistischen und syndikalistischen Projekte entwickelte – um sie für die kommunistische Übernahme der Staatsmacht in Dienst zu nehmen. In der Umdeutung Gramscis zu einem angeblich libertären Denker, liegt Sörensen im Trend seiner akademischen Zeitgenoss*innen. Spannend ist auch die Frage, ob „präfigurative Politik“ überhaupt „links“ ist, wobei die Definition dessen, was als „links“ gilt, nicht besonders überzeugend vorgenommen wird. (Exkurs) Wie die meisten anderen Konzepte (etwa direkte Aktion oder Selbstorganisation), Taktiken (z.B. der Schwarze Block, Landkommunen gründen) und Praktiken (z.B. Kufas und Selbstbildung) wird auch „Präfiguration“ zwar stark mit dem Anarchismus assoziiert, ist aber kein reines Markenzeichen von ihm. Sörensen behandelt zurecht die zeitgenössischen völkischen Siedlungsversuche, welche auch in einer Tradition stehen, ebenso wie die Thematisierung

„rechter“ Alternativ-Szenen. Die Frage nach der politisch-weltanschaulichen Zuordnung präfigurativer Praktiken entspricht dem verwendeten Verständnis von Utopie. Meines Erachtens nach, sollten wir Präfiguration und Utopie keinen bestimmten normativen Gehalt unterstellen, sondern davon ausgehen, dass es anarchistische wie faschistische, christlich-konservative wie ultra-liberale Utopien gibt – und dementsprechend auch jene Projekte, Gruppen, Praktiken und ethischen Lebensstile, die darauf verweisen. Zu diesem Schluss gelangt im Grunde genommen auch Sörensen und betont damit, dass damit präfigurative Ansätze nicht diskreditiert werden – nur umfassender zu beschreiben wären sie eben.

Im Wissen darum, dass die Einwände gegen präfigurative Ansätze leicht wunde Punkte der Konzeption treffen, will Sörensen diese ernst nehmen, aber dennoch eine Lanze für die Präfiguration brechen. Er sortiert diese in die Rubriken „Selbstreferenzialität“, „Selbsttäuschung“ und „Selbstverzerrung“ (S. 109). Meiner Ansicht nach gelingt es dem Autor hierbei auf sympathische Weise die Fundamentaleinwände gegen jegliche Alternativen, mit denen gerade in der deutschen Linken so ausgiebig um sich geworfen wird, zu entkräften bzw. auf eine höhere Stufe zu heben.

Fazit

Ich finde Sörensens Beitrag zur Arbeit an einem Begriff, der zurecht in den theoretischen Werkzeugkoffer des Anarchismus gehört, sehr wichtig. Allgemein täte es ähnlichen Darstellungen aber gut, wenn sie sich stärker vom akademischen Sprachgebrauch und dem dahinter stehenden Selbstbild entfernen würden. Dies wäre die Voraussetzung, um ein anderes Bild von anarchistischen Intellektuellen zu zeigen, deren Theorie noch viel enger mit den Kämpfen von Menschen in sozialen Bewegungen und eigenen Erfahrungen darin verknüpft ist, statt vorrangig auf ominöse „aktivistische Kreise“ zu verweisen.

Jonathan Eibisch

Anmerkungen:

- 1) Eva von Redecker: Praxis und Revolution. Eine Sozialtheorie radikalen Wandels, Frankfurt a.M./New York 2018
- 2) Bini Adamczak: Beziehungsweise Revolution, Berlin 2017
- 3) Daniel Loick: Anarchismus zur Einführung, Hamburg 2017

Die rasende Welt am Ende Leute, es stehen uns noch schwere Stürme bevor!

Rainer Zerbacks Thema ist, seit langer Zeit, die „Zivilisation“. Das Thema ist groß, denn es geht hier immerhin um Komplexes: um die menschliche Gesellschaft, um die Lebensbedingungen der Menschen. Was diese bedingen und wie sie sich verändern. In den vergangenen Jahren wird nun wieder vermehrt von einem „Ende der Zivilisation“ gesprochen, vom Kollaps, vom Rückfall in barbarische Zeiten. Schon Claude Lévi-Strauss hatte moderne Zivilisationen als „heiß“ beschrieben – im Unterschied zu den „kalten“ Gesellschaften etwa indigener Völker, deren Bestreben es ist, ihre Kulturmerkmale unverändert zu bewahren. Seitdem sind weitere Dekaden ins Land gegangen. Und immer „heißer“ läuft die Zivilisation – um die thermische Metapher des Ethnologen noch einmal zu bemühen. Entwicklungen verlaufen schneller und tiefergreifender. Schön ist das nicht, die dunkle Kehrseite wird immer sichtbarer – und so beschreibt der 2009 verstorbene Begründer des ethnologischen Strukturalismus die westliche Zivilisation schon 1955 in seinen „Traurigen Tropen“ als „Eine Gärung von zweifelhaftem Geruch“.

Betrachtet man die neuen Bilder von Rainer Zerback, die jetzt als Buch verdichtet vor uns liegen, so nehmen wir diese Gärung mit etwas Phantasie durchaus bildlich wahr. Der Fotograf aus Ludwigshafen dokumentiert unsere Zivilisation. Gerne auch die Reste davon oder den Wandel, dem diese unterliegt: Er hat Orte des Tourismus fotografiert, Industrielandschaften, Stätten der Energiegewinnung oder auch den ländlichen Raum und wie sich dieser verändert. In seinem 96seitigen neuen Buch „The World Without Us“, das nun im Kerber-Verlag erschienen ist, kommt Zerback wiederum ohne die Darstellung von Menschen aus. Eigentlich unnötig zu schreiben, dass sie doch in jedem Bild präsent sind. Auf den ersten Blick sehen wir diffuse Bilder. Überbelichtete Analog- und Digitalbilder, die uns ein Bild davon zeichnen, wie unser Planet ohne uns aussehen würde. Zerbacks Apokalypse. Sie kommt ganz still daher: Wir sehen – ist es Nebel? Dunst? Ist es Staub? Oder ist es die Sonne? – die unwirtlichen Reste der Zivilisation. Einsame Autos, ein Strommast in der Weite der Landschaft, auch Gebäude,

Zäune oder Straßenschilder. Wo diese fotografiert sind, wird nicht verraten. 50 kontemplative Fotografien der Serie „Contemplationes“, über welche Lotte Dinse, Kuratorin und künstlerische Leiterin der Kunsthäuser Göttingen, in ihrem Katalogbeitrag „Welt ohne uns“ schreibt, in ihnen sei die Grenze zwischen Realität und Fiktion verwischt. Sie seien Bilder eines Dazwischen, zwischen „Wunschtraum und Schreckensbild“. Und so ist es auch und genau deshalb sind diese seit dem Ende der 1990er Jahre entstehenden, pastelligen, leuchtend-hellen Landschaftsbilder nicht nur Beweis dafür, dass Landschaft heute immer eine „konstruierte“ ist, mehr noch aber, dass Kontemplation im romantischen Sinn kaum mehr möglich sein kann: Die rasende Welt, sie ist zu einem Ende gekommen. Das Ende grenzenloser Bewegung ist erreicht. Wir jagen im Zeitalter des Anthropozäns geradewegs ins Nichts, darf man sich denken, wenn man diese wunderschönen, kleinformatigen (alle Größen werden im Katalog mit „44 x 56 cm“ angegebenen) Bilder betrachtet. Ist das noch Wetter oder schon Klima? Es scheint, als will uns

Zerback mit seinen idyllisch-albtraumhaften Fotografien sagen: Leute, es stehen uns noch schwere Stürme bevor! Das Buch erscheint anlässlich von vier Ausstellungen im Kunstverein Heidenheim, im Kunstverein für Mecklenburg und Vorpommern in Schwerin, in der vhs-photogalerie stuttgart und in der Städtischen Galerie Iserlohn.

Marc Peschke

Ausstellungen:
Kunstmuseum Heidenheim 13.08. - 5.11.2023
Kunstverein für Mecklenburg und Vorpommern in Schwerin 23.09. - 26.11.2023
vhs-photogalerie stuttgart 23.02. - 05.05.2024
Städtische Galerie Iserlohn 26.04. - 15.06.2025

Marc Peschke ist Kunsthistoriker, Texter und Fotokünstler in Hamburg. Kontakt: www.marcpeschke.de

Rainer Zerback u.a. (Hrsg.):
The World Without Us.
Text von Lotte Dinse.
Deutsch und englisch.
Kerber, Bielefeld 2023,
96 Seiten, 38 Euro,
ISBN 978-3-7356-0949-6



Titelbild-Ausschnitt von „The World Without Us“
Foto: Rainer Zerback

Anzeige

Viva la autonomía !

Solidarischer Handel mit
Kaffee aus Chiapas/Mexiko
und Cauca/Kolumbien,

Musik von lucha amada,
Olivenöl von BeCollective,
Tee von ScopTi, T-Shirts,
Seife von vio.me,
Bücher & Filme,



Kaites Kollektiv
Aroma Zapatista

Vertrieb
solidarisch-ökologischer
Kollektivprodukte

★ Infos und neuer Webshop:
www.aroma-zapatista.de ★

Deutsche Kolonialverbrechen in Ostafrika und ihre Folgen

Als 1884 in Deutschland die Afrika-Konferenz stattfand, um die imperialen Gebietsansprüche der EuropäerInnen untereinander abzustimmen und das zukünftige Raubgut aufzuteilen, sprachen die dort versammelten VertreterInnen der Staaten schönfärbend von der „Hebung des Wohlstands“ und von der Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien. Nicht viel anders wird heute von den VertreterInnen der Länder des globalen Nordens bei Handels- und Energielieferungsabkommen von einer angeblichen Win-win-Situation gesprochen, obwohl sie selbst einseitig von ihr profitieren.

Dass Deutschland große Kolonien besaß und dort schwerste Verbrechen begangen hatte (vgl. GWR 481), ist heute vielen Menschen nicht bewusst. Als ich in den 60er Jahren in der Realschule im Musikunterricht aus der „Mundorgel“ das den Kolonialkrieg verherrlichende Lied „Heia Safari“ (später interpretiert von Heino) mit den Zeilen „Wie oft sind wir geschritten auf schmalen N...pfad“ mitsingen musste, wusste ich nichts über den Maji-Maji-Krieg von 1905 bis 1908 in der Kolonie Ostafrika (Tanganjika, Burundi, Ruanda, ein kleiner Teil von Mosambik), bei dem etwa 300.000 AfrikanerInnen

durch die deutschen Kolonialtruppen ermordet wurden. Immerhin gibt es heute einige Bücher zu diesem Thema. In dem vorliegenden Werk von Aert van Riel wird die gewalttätige deutsche Kolonialpolitik nicht nur dargestellt, sondern es werden vor allem auch ihre schlimmen Auswirkungen in den nachfolgenden Jahrzehnten bis heute beschrieben und darüber hinaus die sehr unterschiedliche Aufarbeitung der Verbrechen in Tansania auf der einen und in der BRD und DDR auf der anderen Seite analysiert.

Vernichtungskrieg

Um den Widerstand der einheimischen Bevölkerung zu brechen, führte Deutschland von 1891 bis 1897 etwa 60 Unterwerfungszüge in Ostafrika durch. Bei dem späteren Maji-Maji-Krieg wurde gezielt durch Zerstörung der Lebensgrundlagen eine Strategie der „verbrannten Erde“ eingesetzt. Die von rassistischen Vorurteilen getriebenen deutschen Mörder bezeichneten ihr brutales Verhalten selbst als „Vernichtungskrieg“. Aert van Riel stellt dar, dass das deutsche Kaiserreich das Ziel hatte, sich für die Industrialisierung Rohstoffe anzueignen und die eigene Bevölkerung mit „Kolonialwaren“ wie Kaffee und Tabak zu versorgen. Außerdem wurden die AfrikanerInnen durch die willkürliche Erhebung von „Hüttensteuern“ in eine Steuerschuld getrieben und anschließend versklavt.

Zeitgleich stellten sich die christlichen Kirchen in den Dienst der UnterdrückterInnen. Der Missionar Alexander Merensky bekam sogar finanzielle Zuwendungen für seine Schrift „Wie erzieht man am besten den N... zur Plantagen-Arbeit?“ Folter und Ermordungen im großen Stil standen auf der Tagesordnung. Eine wahre Schreckensherrschaft errichtete jahrzehntelang der Gründer

der Gesellschaft für deutsche Kolonisation Carl Peters, dessen Name (Hänge-Peters) noch heute in Tansania schlimme Gefühle weckt. In Deutschland wurden ihm Denkmäler und Straßen gewidmet. Auf Helgoland stand vor der Jugendherberge ein Peters-Denkmal, das in den 60er Jahren zu einer peinlichen Situation führte, als der tansanische Botschafter die kleine Insel, die 1890 gegen die Tansania vorgelegte Insel Sansibar zwischen Deutschland und Großbritannien angeblich „getauscht“ wurde, besuchte. Der stellvertretende Präsident und Nachfolger von Peters in der Kolonial-Gesellschaft wurde 1931 Konrad Adenauer.

Nicht nur Kilimandscharo

In diesem Buch zeigt von Riel an vielen Beispielen, dass es auch heute noch zahlreiche in der Öffentlichkeit weitgehend unbekannte Berührungspunkte zwischen der BRD und Tansania gibt. Als journalistisches Bonmot wird auch heute noch in Zeitschriften gerne darauf verwiesen, dass der 5895 Meter hohe Kilimandscharo, der bis 1964 noch Kaiser-Wilhelm-Spitze bzw. Wilhelmskuppe hieß, einmal der höchste „deutsche“ Berg gewesen sei. Interessanter ist van Riels ausführlicher Hinweis auf das heute durch die Pandemieberichterstattung sehr bekannte, bereits 1891 gegründete Robert-Koch-Institut, dessen Namensgeber 1906 an tausenden Menschen tödlich verlaufene Experimente bei der Erforschung der Schlafkrankheit in Ostafrika durchführte. Der in Ostafrika und Togo praktizierende Kolonialarzt Claus Schilling, der ebenfalls wie Koch agierte, führte später im Nationalsozialismus im KZ an über tausend Häftlingen tödliche Experimente durch.

In einem besonderen Kapitel des Buches wird die Erforschung des Genozids in Ostafrika dortselbst und der Umgang mit dem Völkermord hierzulande bis heute nachgezeichnet. Hierzu gehört auch die Debatte um die Rückgabe von Kunstgegenständen und tausend Schädeln, die sich noch immer in Deutschland befinden. Inzwischen gibt es in vielen Städten Initiativen, die sich engagiert dafür einsetzen, dass Straßen, die nach deutschen Mördern und Verbrechen in den ehemaligen Kolonialgebieten benannt sind, andere Namen erhalten. Hierdurch wird eine längst überfällige Aufarbeitung der Verbrechen angestoßen. Van Riel bemängelt, dass im Gegensatz zu Tansania in der BRD in den Schulbüchern die Kolonialpolitik viel zu wenig kritisch dargestellt wird. Das gipfelt sogar in Fragen an SchülerInnen der 9. und 10. Klasse, „welche positiven Auswirkungen die deutsche Kolonisierung auf den afrikanischen Kontinent hatte“!

Tansania gehört heute zu den ärmsten Ländern der Welt und wird zur Zeit zunehmend autokratisch regiert. Van Riel streift die seit 1967 zeitweise praktizierte Selbstverwaltung auf Gemeindeebene, auch Ujamaa-Sozialismus genannt, leider nur kurz, um sie als „Utopie“ abzutun. Er findet es wichtiger, dass die Rosa-Luxemburg-Stiftung Karl Marx' „Kapital“ in die ostafrikanische Sprache Kiswahili übersetzt, damit der Kampf in Zukunft auf „wissenschaftlicher“ Grundlage „richtig“ geführt werden kann.

In dem Buch finden sich ausführliche Hintergrundinformationen bis hin zu aktuellen Fragen der „Entwicklungshilfe“ und der Diskussion um eine mögliche „Entschädigung“, die ansonsten nur schwer zu erhalten sind. Aert van Riel hat mit vielen Menschen aus der tansanischen Zivilgesellschaft gesprochen. Dieses Buch wird helfen, die Debatte über die Folgen der deutschen Kolonialpolitik in Ostafrika mit vielen wichtigen Hinweisen und Einschätzungen zu bereichern.

Horst Blume

DEINE
KNETE
HILFT...



DAMIT BEI
UNS MEHR
RAUSKOMMT!

Unkommerzielle und politische
Projekte brauchen Solidarität,
aber auch finanzielle Unterstützung!
Die Graswurzelrevolution
freut sich über Eure Spenden!

Steuerlich abzugsfähige Spenden bitte an:

Förderverein für Freiheit und Gewaltlosigkeit e.V.

Postbank Karlsruhe

IBAN: DE66 6601 0075 0031 7617 59

BIC: PBNKDEFFXXX

Spenden auf das Konto des Vereins für Freiheit und Gewaltlosigkeit e.V. sind steuerlich absetzbar.

Bitte schreibt auf den Überweisungsträger deutlich Eure Anschrift, da Spenden über 200 Euro extra von und für das Finanzamt bescheinigt werden müssen. Bei Spenden unter 200 Euro reicht die Buchungsbestätigung des Kreditinstitutes, wenn unter Verwendungszweck „Spende StNr 2.2 VerzNr. 615 FA HD“ angegeben wurde.

Ihr könnt uns für die Spendenbescheinigung aber auch Eure Adresse mitteilen (Höhe und Datum der Zahlung bitte nicht vergessen).

Zuwendungsbescheinigungen werden automatisch zu Anfang des Jahres verschickt.

Aert van Riel:

„Der verschwiegene
Völkermord. Deutsche
Kolonialverbrechen
in Ostafrika“

Papyrossa Verlag,
Köln 2023,
178 Seiten, 16,90 Euro,
ISBN 978-3-89438-812-6



Verlag Graswurzelrevolution



NEU
Erscheint Anfang November.
Jetzt vorbestellen.

Guillaume Gamblin (Hg.)
Die Unverschämte

Gespräche mit Pinar Selek
Aus dem Französischen von Lou Marin

ca. 224 S. | ca. 20,90 Euro | ISBN 978-3-939045-50-2

★ Die 1971 in Istanbul geborene Pinar Selek wurde vor allem aufgrund der Repression der türkischen Justiz, der sie seit über 20 Jahren ausgesetzt ist, bekannt. Guillaume Gamblin hat mit ihr intensive Gespräche geführt. Sie beschreibt darin ihre Kindheit, ihre Kämpfe an der Seite der Straßenkinder Istanbuls, der Prostituierten, der Kurd*innen und Armenier*innen. Sie trug in den 1990er-Jahren zur Entstehung einer antimilitaristischen Bewegung in der Türkei bei. Pinar Selek erzählt aber auch von Folter und vom Gefängnis. Mit ihrer ansteckenden Energie schildert sie den Aufbau eines Ateliers für Straßenkünstler*innen und berichtet von einer feministischen Kooperative und einer Plattform für soziale Ökologie. Sie lebt in Frankreich im Exil. Ihre Forschungen und ihr Engagement gelten grenzüberschreitenden sozialen Kämpfen und der Öffnung kreativer Wege in eine andere Gesellschaft. Der 2007 ermordete armenische Journalist Hrant Dink nannte sie liebevoll »die Unverschämte«.



NEU
Erscheint Anfang November.
Jetzt vorbestellen.

Walther L. Bernecker
Geschichte und Erinnerungskultur

Spaniens anhaltender Deutungskampf
um Vergangenheit und Gegenwart

Reihe »Auf den Punkt«

ca. 79 S. | ca. 10,90 Euro | ISBN 978-3-939045-51-9

★ Spanien ist in Europa wohl das Land, in dem bis heute am intensivsten und leidenschaftlichsten um die Deutungshoheit über die Vergangenheit gerungen wird, insbesondere über Bürgerkrieg und Franquismus im 20. Jahrhundert. Geschichtsinterpretationen und Erinnerungskulturen lassen sich häufig kaum trennen; sie haben nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern auch in Politik, Kultur und Gesellschaft zu tiefgehenden Auseinandersetzungen und Spaltungen geführt; seit Jahrzehnten bestimmen sie große Teile des gesellschaftspolitischen Diskurses. Der Band fasst die politischen und gesellschaftlichen Deutungskämpfe seit dem Übergang des Landes in die Demokratie in den 1970er-Jahren bis in die unmittelbare Gegenwart zusammen, er stellt die Aufarbeitungsversuche in Politik und Zivilgesellschaft vor und geht auf die Regionalisierung sowie Formveränderungen der Erinnerungsarbeit ein.



Walther L. Bernecker/Sören Brinkmann

Kampf der Erinnerungen

Der Spanische Bürgerkrieg in Politik und Gesellschaft
1936–2010

391 S. | zahlr. Abb. | 21,50 Euro | ISBN 978-3-939045-16-8

★ Spanien stellte viele Jahre einen Sonderfall unter den Ländern dar, denen erst in jüngerer Zeit der Übergang von der Diktatur zur Demokratie gelang. Hier schien sich die »Transition«, die Ablösung von den politischen Formen des Franco-Regimes, lange ohne eine öffentliche Auseinandersetzung über die Gewalt der Franco-Diktatur zu vollziehen. Ab der Jahrtausendwende gab es jedoch einen wahrhaften Erinnerungsboom, der sich in Forschung, Literatur und Massenmedien ebenso wie in der von zahlreichen Bürgerinitiativen betriebenen Suche nach den bis zu 30.000 »Verschwundenen« des Bürgerkrieges niederschlug. Das Buch spannt den Bogen der Erinnerungsgeschichte von den 1930er-Jahren bis in die Anfänge der 2000er-Jahre. Es beschreibt die propagandistische Ausschlichtung der Vergangenheit unter Franco, deren bewußtes Bescheiden im Übergang zur Demokratie sowie das Entstehen einer zivilgesellschaftlichen Erinnerungsbewegung seit Ende der 1990er-Jahre.



Corporate Watch
Grüner Kapitalismus
Kritik und Alternativen – ein ABC
Reihe »Auf den Punkt«

82 S. | 21 Abb. | 10,90 Euro
ISBN 978-3-939045-47-2



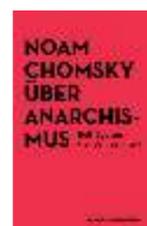
Neo C.
Veganarchismus
Thesen zum Verhältnis zwischen
Veganismus und Anarchismus
Reihe »Auf den Punkt«

79 S. | 10,90 Euro
ISBN 978-3-939045-48-9



Achim von Borries/Ingeborg
Weber-Brandies (Hg.)
**Anarchismus – Theorie,
Kritik, Utopie**
Mit Texten u. a. von Godwin,
Proudhon, Bakunin, Kropotkin,
Goldman, Landauer, Rocker

425 S. | 22,80 Euro
ISBN 978-3-939045-00-7



Noam Chomsky
Über Anarchismus
Beiträge aus vier Jahrzehnten
Ausgewählt, übersetzt und
kommentiert von Rainer Barbey

246 S. | 18,90 Euro
ISBN 978-3-939045-42-7